

Johannes Stockmayer

**Wer Ohren hat zu
hören, der höre**

Gespräche am Küchentisch

Geistliche Lektionen für den Alltag

**„Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Weg und
uns die Schrift öffnete?“
Lukas 24,32**

**Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer, aber die Jünger
wussten es nicht, dass es Jesus war.
Johannes 21,4**

**Und das tut, weil ihr die Zeit erkennt, nämlich dass die Stunde da ist,
aufzustehen vom Schlaf, denn unser Heil ist jetzt näher
als zu der Zeit, da wir gläubig wurden.
Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen.
So lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des
Lichts.
Römer 13, 11-12**

**So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt,
nicht als Unweise sondern als Weise,
und kauft die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.
Darum werdet nicht unverständlich, sondern versteht, was der Wille des
Herrn ist.
Epheser 5, 15-17***

* Bibelzitate nach der Lutherübersetzung in der revidierten Fassung von 1984

Inhalt:

Vorwort	Seite 2
Sehen und wahrnehmen	Seite 3
Die dunkle Seite des Lebens	Seite 14
Erfolg und Mißerfolg	Seite 22
Dem Leben begegnen	Seite 32
Widerstehen	Seite 40
Gemeinschaft	Seite 48
Im Gespräch mit Jesus auf Gottes Stimme hören	Seite 60
Nachwort: Das sprechende Buch	Seite 67

Vorwort

„Was soll dieses Buch denn“, fragen Sie sich, wenn Sie nun die „Gespräche am Küchentisch“ in der Hand haben. „Was geht mich das an, was andere morgens miteinander reden? Um diese Uhrzeit kann es ja doch nichts sehr erbauliches sein!“

In der Tat ist es sehr leichtsinnig von mir, die vertraulichen Gespräche des frühen Morgens aufzuzeichnen, vor allem auch, wenn es sich bei meinem Gegenüber um einen schwierigen und herausfordernden Gesprächspartner handelt, der es immer wieder fertig bekommt, dem Gespräch eine überraschende Wendung zu geben.

Ich gebe es zu: es ist ein imaginäres Gegenüber, ein Gesprächspartner, den es so in Wirklichkeit nicht gibt (dabei geht es in einigen Gesprächen um die Wirklichkeit!).

Mein Bruder, mit dem ich mich frühmorgens am Küchentisch unterhalte ist der Andere, weil er so ganz anders ist als ich. Und trotzdem ist er mir in vielen Punkten wieder so erstaunlich ähnlich, als wäre er mein zweites Ich. Er ist nicht zu fassen und doch sehr nahe. Er ist ein Teil von mir und doch wieder ganz fremd. Er ist wie ein guter Bekannter und doch voller Überraschungen, er fasziniert und erschreckt mich.

So wie meine Frau, oder wie ein guter Freund – oder wie Gott.

Vielleicht sind diese Gespräche auch mehr als ein Selbstgespräch ein Zwiegespräch mit Gott, vielleicht redet Gott in diesem ganz anderen Gegenüber zu mir?

Vielleicht setzt sich ja Jesus tatsächlich zu mir an den Küchentisch und gibt mir Lektionen für mein geistliches Leben im Alltag? Sind mir deshalb diese Gespräche so wichtig, brennt mir deshalb das Herz bei diesen Begegnungen so, dass ich nicht anders kann als mich meinem Gegenüber zu öffnen, der mir zuhört und mir Antworten gibt auf meine Fragen? Der mir Fragen stellt, wo ich Antworten habe und wo ich nichts wissen will, mich dazu herausfordert, nachzudenken?

Ich habe deshalb im Anhang an die Gespräche eine Einführung angefügt, wie wir auf Gottes Stimme hören können. Wie wir antworten können damit wir mit ihm ins Gespräch kommen und im Gespräch bleiben können.

Es ist gut, ein solches Gegenüber zu haben, das mich fordert und fördert – vor allem in dieser schwierigen Zeit. Wie ermutigend ist ein Gespräch mit diesem anderen, wenn der Tag wie ein riesiger Berg vor mir steht und mir jeden Mut nimmt.

Dieses Buch möchte Ihnen Mut machen, Ihre eigenen Gespräche zu führen – mit IHM, der sich gern zu ihnen an den Küchentisch setzt, um mit Ihnen den Tag zu beginnen.

Johannes Stockmayer

Sehen und wahrnehmen

Die Küche

Am Morgen sitze ich an meinem gewohnten Platz am Küchentisch. Mein Kopf dröhnt und die Augen brennen vor Müdigkeit. Ich schaue mich um und versuche mich in der Wirklichkeit des neuen Tages zurechtzufinden, innerlich bin ich noch woanders und todmüde.

Ich liebe diesen Platz in der Küche. Er ist ein Ort der Wahrhaftigkeit. Hier geht es menschlich zu, herrscht das Leben. Am Küchentisch erhält der Leib, was er bedarf, der Hunger wird gestillt und der innere Wolf gebändigt. Der Kühlschrank summt leise vor sich hin, und ich weiß, daß in seinem Inneren lagert, was meinem Bauch gut tut. Auf dem Herd wird die Speise zubereitet, ein wohliges Gefühl, wenn es in der Pfanne brutzelt oder im Topf siedet und gute Gerüche den Appetit wecken. Dort die Spüle, in der der Schmutz beseitigt und der vorige Zustand wieder hergestellt wird, als wäre nichts gewesen.

Die Küche macht mir nichts vor. Ich weiß sogar, wie es hinter den Schränken aussieht, ich habe sie selbst aufgehängt. Ich ahne noch das große Loch, das entstanden ist, weil das Mauerwerk den Schrank nicht gehalten hat und ein Brocken der Wand herausgebrochen ist. Ich habe noch die Bleistiftstriche vor Augen, die ich angebracht habe, um die Bohrlöcher zu markieren, viele Striche, denn ich habe mich mehrmals vermessen und mußte immer wieder neu ansetzen. Unnötige Löcher, schwarze Flecken von Schmutz und Schweiß, die Zeichen meiner ohnmächtigen Bemühungen. All das ist nicht mehr zu sehen, aber ich weiß, das Unvollkommene ist da. Das abgebrochene Brett im Küchenschrank, das etwas schief zusammengeschaubte Schränkchen. Ich habe mich daran gewöhnt und sehe es nicht mehr – und doch sind sie Tatsachen, genau so wie der Dreck in der Ecke im Winkel, wo niemand hinkommt und der erst beim Auszug offenbar wird, der schmierige Kleb unter dem Kühlschrank, der feuchte Schmutz an den Abwasserrohren.

Ein durch und durch ehrlicher Ort. Hier regiert die Gleichmäßigkeit. Während im Wohnzimmer die Höhepunkte des Lebens stattfinden, Begegnungen, Gespräche und Austausch seinen Platz haben, während der Flur vom Kommen und Gehen bestimmt ist und das Arbeitszimmer von der täglichen Arbeit, während das Schlafzimmer der Ort des Schlafens, Wachens, Weinens und Liebens ist, ist die Küche das alles auch und doch noch etwas ganz anderes, die andere Seite des Lebens eben. Nach einem Streit in der Familie beispielsweise ist hier zwischen Herd, Kühlschrank und Spüle der kleine Raum, wo neu aneinander angeknüpft werden kann, denn essen muß man trotzdem. Dort beginnt alles neu, fängt das Leben immer wieder an, haben die natürlichen Bedürfnisse ihren Platz, hier geht es normal zu, hier bin ich daheim, bin ich bei mir. In der Küche herrscht nicht der Schein, sondern die praktische Nützlichkeit, niemand macht mir etwas vor, hier wohnt die Wahrheit. Jeden Morgen wartet sie auf mich. Manchmal ist das schmerzlich, ich will ihr nicht begegnen und doch tut sie mir gut, stellt sie gerade, rückt Dinge ins rechte Licht.

Der Morgen

Unfairerweise ist die Wahrheit vor allem morgens unerbittlich. Gerade dann, wenn die eigenen Widerstandskräfte noch nicht voll erwacht sind, hat sie Chancen zuzuschlagen. Manchmal kommt sie allerdings auch in der Nacht im Traum, wenn ihr tagsüber die Tür versperrt ist. Morgens sitze ich dann am Küchentisch und kämpfe mit den Rudimenten, die noch vom Traum übrig geblieben sind. Sie kleben an mir wie ein zäher Nebel und lösen sich nur dann in Wohlgefallen auf, wenn ich mich ihnen zuwende, sie anschau, ernst nehme und bearbeite.

Das ist die erste, frühe Arbeit des Tages, die Arbeit, ehe der Tag richtig beginnt. Und von ihr hängt es zu einem großen Teil ab, wie der Tag gelingt.

So sitzt mir die Wahrheit am Küchentisch gegenüber und zwingt mich, ihr ins Angesicht zu schauen. Sie möchte, daß ich mich ihr stelle und ein Gespräch mit ihr anfangen. Sie verlangt von mir, daß ich mich mit ihr auseinandersetze. Aber das fällt mir schwer, denn die Wahrheit ist schonungslos. Sie ist wie ein Spiegel – und wer schaut morgens schon gern in den Spiegel? Ich jedenfalls gehe den Schwierigkeiten lieber aus dem Weg. Manchmal muß ich lange Umwege deswegen machen, oder sogar mir selbst ausweichen. Aber das funktioniert morgens nicht, dazu bin ich viel zu müde. So erwischt sie mich an meiner schwachen Stelle, im richtigen Moment, um mich zu konfrontieren.

Morgens am Küchentisch, das ist der Moment zwischen Traum und Tag. Der Augenblick, in dem ich die Augen aufmache, um zu sehen. Es ist die Zeit vor dem Anfang, noch bin ich nicht aufgebrochen, noch bin ich bei mir, noch befinde ich mich hier.

Eigentlich bin ich ein Mensch, der schnell anfangen möchte, um dann auch bald fertig zu werden. Es fällt mir schwer zu sehen, was vor mir liegt, ich möchte es gleich erledigen, dann habe ich es hinter mir. Eine Zäsur vor dem Anfang kostet mich ungeheuer viel Kraft. Es auszuhalten, nichts zu tun, nur zu sitzen und zu warten, bis der Tag beginnt. Mir selbst zu begegnen und nicht der Arbeit, das Gespräch zu suchen mit mir, mit Gott, mit meinem Gegenüber. Habe ich mich einmal niedergelassen, fällt das Aufstehen um so schwerer, also trinke ich meinen Kaffee im Stehen und mache mich ohne Zähneputzen und Rasieren an die Arbeit, dann ist schon ein Stück getan, bevor es mir bewußt wird. Ich will fertig werden. Aber zum vorgesehenen Pensum kommt immer mehr. Dann findet mich der Mittag immer noch unrasiert und ungewaschen.

Innehalten vor dem Anfang, mich niederlassen am Küchentisch, das Gespräch suchen – vor allem an einem hektischen vollen Tag, der mich drohend zu verschlingen scheint, der mich in seiner unersättliche Gier ausraubt und antreibt zu immer mehr. Ruhig zu werden in schwieriger und böser Zeit und sehen, wie der Tag beginnt, wie die Ruhe sich zu mir setzt. Damit ich die Zeit anschauen, prüfen, annehmen und verwerfen kann. Besonnen handeln, nicht hektisch, bewußt in den Tag gehen, nicht hineinstolpern, fragend, suchend, tastend. Und das ganz selbstbewußt: Ich nehme meinen Tag in die Hand! Ich gestalte ihn! Ich komme aus einer inneren Gelassenheit, aus dem Gespräch mit mir selbst. Ich habe mir Rede und Antwort gestanden, deshalb bin ich meiner sicher.

Der Gesprächspartner

Wie bitte? Ein Gespräch mit dir selbst? Führst du denn Selbstgespräche?

Ja, manchmal tue ich das. Spreche mich selbst an, am Küchentisch, frage, hinterfrage mich, lasse nicht locker, verlange, dass ich selbst Rede und Antwort gebe, mich ver-antworte.

Aber meistens bin ich nicht allein, wenn ich mich morgens mit trüben und unklaren Gedanken an den Küchentisch setze. *Er* sitzt mir gegenüber.

Er – das ist mein zweites Ich, oder soll ich besser sagen: mein anderes Du?

Er, das bin ich und bin es doch wieder nicht. Ich verstehe das nicht. Ich weiß nicht, wo er herkommt und wohin er verschwindet. Aber er ist so unerbittlich wie die Wahrheit und so ehrlich wie der Morgen und so alltäglich wie meine Küche. Er passt hierher, das ist sein Platz und seine Zeit.

Und so sitzt er mir gegenüber: in eine graue Kutte gehüllt, sein Kopf steckt manchmal tief in der Kapuze und seine Hände verbergen sich in den weiten Ärmeln seines Gewandes. Er kommt zu mir wie aus einer anderen Zeit und wie von einem anderen Ort. Er ist wie ich und doch ganz anders. Er schweigt, wenn ich rede, und redet, wenn ich schweige. Er läßt nicht locker, wenn ich genug habe und tröstet mich, wenn ich nicht genug bekommen kann. Er ist ein Freund, einer von der ganz echten Sorte, der nicht auf Harmonie bedacht ist und mir nach

dem Munde redet, um meine Anerkennung zu bekommen. Er braucht mich nicht – aber ich brauche ihn. Das weiß er, aber er nutzt es nicht aus.

Wenn er mir gegenüber sitzt, dann weitet sich die Welt, dann kommt es mir vor, als wäre meine Küche ein großer Dom und der kurze Morgen kommt mir vor wie die Ewigkeit. Ich spüre den Atemhauch ferner Zeiten und rieche den Morgenduft eines neuen Anfangs. Seltsam!

Er war plötzlich da, setzte sich mir gegenüber und fragte nicht, ob ich es ihm erlaube. Er handelte ganz selbstverständlich, so als wäre es sein größtes Recht, hier bei mir am Frühstückstisch Platz zu nehmen.

Manchmal habe ich Angst vor ihm, weil ich nicht weiß, was er will. Ob er mich auf ein anderes Leben vorbereiten will? Ab und zu kommt es mir so vor.

Ob er gekommen ist, um mich abzuholen? Ist er der Tod? Immer wieder fürchte ich, daß es so wäre. Will er mich erziehen? Das ganz bestimmt! Aber in diesem Anliegen hat er ja Recht, ich brauche jemand, der mich zurechtstutzt. Und er tut es, ohne daß ich mir klein dabei vorkomme.

Er schaut mich an mit seinen dunklen, unergründlichen Augen. Sie lassen einen Blick zu in die lautereren Tiefen seines Wesens. Ich sehe in ihnen das Licht Gottes, ich erkenne die Wahrheit in seinem Herzen.

Ich spüre, wie sein Blick auf mir ruht und wie er mich durchdringt, und das läßt mich erschauern. Er durchschaut mich! Es ist ihm nichts verborgen, auch das nicht, was ich gern verstecken möchte. Er sieht in die dunklen Abgründe in mir. Es fällt mir schwer, seinem Blick standzuhalten, aber es tut gut. Wie wenn mich ein Laserstrahl durchfährt und reinigt: zuerst tut es weh, dann fühle ich mich besser, befreit, neu gestärkt.

„Komm, setze dich zu mir, mein Bruder. Ich freue mich über deine Gemeinschaft bei mir am Küchentisch.“ Er lacht! Ich werde stutzig: habe ich etwas Falsches gesagt? Er sagt nichts, er schaut mich nur einladend an. Ja, ich verstehe: „Du lädst mich ein, ich soll mich zu *dir* setzen, stimmt’s?“ Er lacht wieder und nickt.

So sind die Verhältnisse! Er ist der Gastgeber und ich darf mich zu ihm setzen – in meiner Küche, an meinem Küchentisch!

Traum 1

Der Tag hatte schön begonnen, die herrlich kühle Morgenluft ließ einen klaren Sommertag vorausahnen. Und doch war es der Tag, an dem der Schrecken begann. Hinter der Harmlosigkeit des unbeschwerten Anfangs verbarg sich großes Elend, das Leid tarnte sich hinter der Fassade des normalen Alltags.

Nur einzelne Menschen misstrauten dem Frieden. Nämlich einerseits diejenigen, die schon immer hinter dem Schönen die drohende Gefahr lauern sahen. Denn sie waren die unverbesserlichen Pessimisten, bei denen die Botschaft des Unheils zum Leben gehörte. Und dann waren da die anderen, die die Zeichen der Zeit verstanden, die ahnten oder wussten, dass etwas Furchtbares geschehen würde. Aber diese Menschen waren still, sie hatten nicht den Mut, das Ungeheuerliche anzusagen, sie misstrauten sich selbst.

Nachher sagten viele, man hätte es wissen können. Deutliche Zeichen hätten das herankommende Unheil angekündigt. Sie sprachen von unerklärlichen Geräuschen, einem dröhnenden Sausen, das immer lauter wurde. Sie berichteten von einem grollenden Raunen im Inneren der Erde. Aber da ja alles seinen gewohnten Gang ging und die Menschen beschäftigt mit sich waren, eingebunden ins Getriebe ihres unermüdlichen Tätigseins, zugedeckt vom Lärm der vielen Stimmen und übermüdet von den Eindrücken eines erdrückenden Alltages, achteten sie nicht auf diese Zeichen, wischten sie fort oder nahmen sie gar nicht wahr.

Dabei hätten sie aufmerken müssen. Denn die Bedrohung nahm zu, wuchs sprunghaft an. Unerklärliche Dinge geschahen in einer Häufung, dass selbst die Zeitungen nicht mehr nachkamen mit den dicken Schlagzeilen des Unheils.

Flugzeuge stürzten vom Himmel, weil - unerklärlich - der Antrieb ausfiel, andere stießen in den Lüften zusammen, da der Radar, der sie leiten sollte, versagte. Aufgrund plötzlichen Stromausfalls blieben Züge auf der Strecke stehen und fuhren dann unvermittelt weiter. Starke atmosphärische Strömungen legten den Funkverkehr und die Telekommunikation lahm und viele Computer spielten verrückt. Die Welt schien in Unordnung geraten zu sein, Termine konnten nicht mehr eingehalten werden und platzten, Preise schnellten in die Höhe und die Börsenkurse fielen in den Keller.

Aber seltsam: die Menschen nahmen nicht wahr, was sich anbahnte. Sie hatten damit zu tun, den einzelnen Schaden zu beheben, und bemühten sich, ihre eigene Welt wieder in Ordnung zu bekommen, sie waren mit ihrem persönlichen Überleben in dieser chaotischen Welt beschäftigt. Sie merkten nicht, dass es anderen genauso ging, sie lasen die Schlagzeilen der vielen Unglücksfälle, aber sie waren abgestumpft und ohne wirkliches Interesse für das, was anderen Menschen widerfuhr.

Sie ärgerten sich über Kleinigkeiten oder belustigten sich an dem Außergewöhnlichen, anstatt die Warnungen ernst zu nehmen.

Eine Herde Wildschweine wütete in den Vorgärten einer großen Stadt. Nie vorher waren diese Tiere hier gesichtet worden. Sie hatten offensichtlich die Orientierung verloren. Große Vogelschwärme taten sich zur Unzeit zusammen, als sei es Herbst und als müssten sie zu ihrem langen Flug aufbrechen. Die Tiere im Stall waren tagelang unruhig, als würden sie besser wahrnehmen, was die Menschen übersahen oder verdrängten.

Dann kam der kurze Moment an jenem wunderschönen Vormittag, dass die Sonne am Firmament tanzte, nur wenige Sekunden, aber das genügte, um alles zu verändern. Alles verrutschte, nichts war mehr am gewohnten Platz: Berge kippten, Häuser stürzten zusammen, der Boden zitterte und brüllte, die Bäume ächzten, stöhnten und fielen mit einem explosionsartigen Knall. Für einen Augenblick schien die Schwerkraft der Erde außer Kraft gesetzt zu sein, Dinge flogen durch die Luft, Menschen stürzten übereinander. Die alten Ordnungen, vom Beginn der Welt an festgelegt, schienen auf einen Schlag aufgehoben, die physikalischen Gesetzmäßigkeiten, die verlässlichen Regeln, auf die man bauen konnte, galten nicht mehr.

Das war der kurze Augenblick, als die Sonne tanzte und taumelte, als hätte sie einen gewaltigen Stoß bekommen. Aber es war die Erde, die gute alte Erde, die aus ihren Fugen geraten war. Nur ganz kurz, nur für den Bruchteil eines Augenblicks – das genügte.

An vielen Stellen öffnete die Erde mit einem gewaltigen Seufzen ihren Schlund, Abgründe taten sich auf, heißer stickiger Nebel loderte aus der Tiefe und verhüllte die Sonne. Ein fahles schwefliges Gelb hüllte alles ein, giftige Dämpfe nahmen den Atem. Blitze zuckten über den Himmel. In einigen Gegenden brauten sich unbezähmbare Stürme zusammen, die plötzlich lostobten und dann wieder in sich zusammensackten.

Und in diesen Momenten der Unordnung wurden Menschen geboren, ohne Wesen und ohne Gesicht, gezeugt von namenloser Angst, gehärtet im Schrecken, Menschen ohne Geist und ohne Gefühl, mit Augen, die ins Leere blickten, eiskalt und stahlhart. Der Schock des Entsetzens zeichnete diese Menschen, die nur von ihrer äußeren Form Menschen waren, willenlos, willfährig nur bestrebt, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Nur bedacht auf Nahrung und Bedürfnisbefriedigung, wild entschlossen, sich selbst und ihr eigenes Leben zu erhalten und zu verteidigen, grenzenlos egoistisch, selbstbezogen hungrig. Aber es waren blinde Menschen, denen das Augenlicht geraubt wurde, die mit leerem Blick in die Zukunft

starrten. Kein Funkeln in ihren Augen, kein Zeichen der Anteilnahme und des Verstehens. Verstörte Menschen, von der Angst gelähmt, innerlich kalt und seelenlos. Die Katastrophe hatte alles Warme, Menschliche, alle Sehnsucht und alle Liebe getötet. Nun galt es nur noch zu überleben. Die Menschen, die das Schlimmste überwunden hatten, waren gezeichnet vom Tode und übersät von den Narben der Angst, diese Menschen standen auf und begannen die Welt zu erobern.

Mit neuen Augen sehen

Heute morgen stehe ich noch unter dem Eindruck meines schweren Traums in der Nacht. Ich habe noch die leeren Gesichter der gierigen Menschen vor mir. Mich schauert. Ich kann den Eindruck nicht loswerden, als ob mich diese toten Augen auch hier am Küchentisch anschauen. Vor mir liegt die Zeitung mit ihrer Fülle an schlechten Nachrichten. Die Schlagzeilen des Unheils erschlagen mich am frühen Morgen.

„Es ist böse Zeit, Bruder“, sage ich zu meinem Gegenüber. Er sagt nichts, er schaut mich interessiert an. Ich deute auf die Zeitung, aber er wendet seinen Blick nicht von mir, so als wäre ich die böse Zeit, als könnte er von meinem Gesicht die Schrecken dieses Tages ablesen. Er wartet, er spürt, dass ich noch nicht alles gesagt habe. Er will meine Bewertung, meine Meinung hören.

„Das steuert doch mit großen Schritten auf die Endzeit zu, wir leben in den letzten Tagen. Es kann nicht mehr besser werden, es geht dem Schluß entgegen.“ Das ist meine Meinung, davon bin ich überzeugt.

Mein Gegenüber schaut mich immer noch an, fragend, forschend.

„Was denkst du?“ Ich will nun seine Meinung hören. Er zögert, denkt nach.

„Was heißt das für deinen Tag heute, wenn es so ist?“ fragt er mich dann leise.

Ich bin getroffen, er hat Recht. Wenn ich in dem Bewußtsein in den Tag gehe, daß alles nur noch schlimmer wird und dass das Ende der Zeiten bevorsteht, wird dieser Tag zur Qual. Was soll dann alles?

„Wohin schaust du? Schaust du zurück?“ fragt er mich weiter. „Dann vergleichst du alles mit früher. Es stimmt, alles wird schwieriger, es geht dem Ende entgegen. Aber ändere einmal deine Blickrichtung! Schau nach vorn, was siehst du da? Aus der Zukunft kommt dir Jesus entgegen. Endzeit heißt doch, daß Jesus wiederkommt – ist also Ankunftszeit und damit die Zeit des Neuanfangs. Und Ankunft heißt Advent: Wir warten auf den, der kommt, und bereiten uns darauf vor.“

„Also leben wir nicht in der Endzeit, sondern in der Adventszeit“, ich lache, der Gedanke gefällt mir, ich feiere gern Advent. „Dann müssen wir jetzt gleich einen Adventskranz auf den Küchentisch stellen.“

Mein Gegenüber geht auf meinen Scherz nicht ein und doch greift er meinen Vorschlag auf:

„Die großen Lichter blenden uns, so daß wir das kleine Flackern nicht sehen. Wenn es draußen hell ist, dann haben die kleinen Flämmchen der Kerzen keine Chance. Die dicken Schlagzeilen nehmen unseren Blick gefangen und zwingen uns, in eine Richtung zu schauen, die von ihnen vorgegeben werden. Es ist aber wichtiger, das Kleine, das Unscheinbare zu sehen und auf das Verborgene zu achten. Was dahinter liegt, bestimmt unser Leben – nicht das Vordergründige. Die kleinen Dinge gilt es zu entdecken.“

Er macht eine Pause und schaut vor sich hin, so als suchte er etwas auf dem Küchentisch.

„Wir müssen lernen zu sehen. Aber das ist nicht alles, wir müssen lernen wahrzunehmen. Das bedeutet: sehen und verstehen, mit dem Herzen zu sehen, nicht nur mit den Augen.“ Er macht eine nachdenkliche Pause.

„Du schaust etwas an“, dabei wendet mein kluger Bruder wieder seinen Blick mir zu, „und schaust, und schaust – und dann endlich erkennst du etwas, du verstehst, was du siehst.“

„Das braucht aber Zeit“, erwidere ich.

„Ja, das braucht Zeit, Ruhe und Übung. Und du mußt dich immer wieder fragen: Was sehe ich und was will mir das sagen?“

„Ich sehe die Not der Welt, ich lese in der Zeitung, was alles Schlimmes passiert“, spinne ich den Faden weiter, „und ich frage mich, was das alles soll. Ich sehe die Not, die hinter diesen Meldungen steckt – und da kann ich nur sagen: Komm Herr Jesus!“

„Ja“, bestätigt mein Freund, „Wenn wir sehen und dann wahrnehmen, dann entdecken wir immer – auch hinter dem Schlimmsten – Jesus selbst. Wir müssen nur so lange hinschauen, bis wir ihn entdecken!“

Ich seufze. Da hat mir mein frommer Bruder eine kräftige Lektion für diesen Tag gegeben!

Die richtige Blickrichtung

Ich sitze also am Küchentisch und schaue in Richtung Zukunft und will sehen, wie Jesus wiederkommt. Ich stehe nicht auf, bis ich nicht etwas von seiner Ankunft gesehen habe! So beschließe ich am nächsten Tag: Ich will etwas vom neuen Himmel hier in meiner Küche erleben!

Mein zweites Ich hält mit mir aus. Er hat sich ganz in seine Kutte verkrochen. Ich sehe kaum sein Gesicht. Schläft er oder hat er sich in sich selbst zurückgezogen?

Er hat schließlich gesagt, daß ich noch vorne schauen soll, also tue ich es und warte und sehe und versuche wahrzunehmen.

„So geht es nicht“, sagt er unvermittelt, so daß ich erschrecke.

„Ach, nein?“ Ich bin enttäuscht.

„Beim Sehen kommt es auf den richtigen Standpunkt an“, korrigiert er mich. „Wenn du am falschen Fleck stehst, dann kannst du lange schauen, du wirst doch nichts entdecken.“

„Ist hier in meiner Küche der falsche Ort, um nach Jesus zu schauen?“ empöre ich mich. Er lächelt.

„Deine innere Haltung ist wichtig. Es kommt nicht darauf an, starr in eine Richtung zu schauen, sondern beweglich zu sein.“

„Soll ich also herumlaufen?“

„Nein, auch darum geht es nicht. Es geht um eine innere Beweglichkeit!“

Ich schaue ihn verständnislos an.

„Du mußt dich in das hineinversetzen, was du siehst. Du mußt von innen her sehen. Dann wirst du sehen, dass Schauen und Warten ein sehr aktives Geschehen ist, kein passives Starren in eine Richtung.“

Ich verstehe immer noch nicht. Er merkt es und erklärt geduldig:

„Wenn du durch die Stadt gehst und in der Fußgängerzone vor einem Eiscafé stehen bleibst, wo die Menschen gemütlich an Tischen vor dem Café sitzen. Dann kannst du unterschiedliche Blickwinkel einnehmen. Wenn du alles aus der Sicht eines gehetzten Passanten betrachtest, wird dir die ganze Szene seltsam vorkommen: Da sitzt ein Mensch und bestellt sich genüßlich ein Eis. Du wirst dich vielleicht über diese Zeitverschwendung ärgern.

Wenn du aus der Sicht des Kellners die Lage betrachtest, wirst du sehen, daß er sich über den Gast freut, aber vor allem deswegen, weil er an ihm verdient. Wenn du den Blickwinkel des Gastes einnimmst, der sich freut über die Zeit, die er hat, und über das, was er sich Gutes tut, dann bekommst du vielleicht Lust, dich zu ihm zu setzen. Und nur diese letzte Sichtweite ermutigt dich und stimmt dich fröhlich. Stimmt’s?“

Ich nicke beklommen. Ich hatte diese Situation am Tag zuvor erlebt. Ich ärgerte mich dabei maßlos über diesen Menschen, der seine Zeit im Eiscafé verbrachte, da ich selber in großer Eile und hektisch vorbeistürmte. Ohne mich aufhalten zu lassen, strebte ich meinem Ziel zu, aber es ging mir nicht gut dabei und ich hätte gern innegehalten und den Tag genossen, wie jener Gast.

„Es kommt auf den inneren Blickwinkel an“, wiederholt mein Gesprächspartner.

„Was steht ihr hier und schaut in den Himmel, sagten die Engel zu den Menschen, als Jesus in den Wolken verschwand. Schaut nicht in die Vergangenheit, schaut in die Zukunft, befahlen sie ihnen. So, wie ihr Jesus habt gehen sehen, so kommt er wieder.“

Ich denke nach: „Was meint er jetzt mit diesem Hinweis?“

Jesus ist langsam ihren Blicken entschwunden, die Wolken schoben sich zwischen ihn und die Zuschauer. So wird er also wiederkommen, langsam wird er sichtbarer werden, die Wolken werden verschwinden, und er wird wieder zu sehen sein.

Mein Freund nickt mir aufmunternd zu, er wartet, bis ich verstehe.

„Bist du vielleicht auch so ein Engel, der dafür sorgt, daß Jesus heute langsam, Stück für Stück wieder zu sehen ist?“, frage ich ihn nur halb im Scherz. Er antwortet nichts.

„Er ist tatsächlich ein Seher, der anderen die Augen öffnet“, denke ich. „Nein, er öffnet ihnen die Herzen, damit sie mit dem Herzen wahrnehmen“, durchfährt es mich.

Etwas schüchtern frage ich ihn:

„Wie kann ich diese andere Weise des Sehens lernen?“

„Versuche alles mit neuen Augen zu sehen. Gehe durch die Stadt und stelle dir vor, du bist ein Fremder und siehst alles zum ersten Mal. Du triffst einen altbekannten Menschen und du schaust ihn an, als hättest du ihn noch nie gesehen. Du gehst alte Wege, als gingest du sie zum ersten Mal. So lernst du, das Gewohnte neu zu sehen.“

Ich nicke.

„Das ist eine wichtige Übung für uns Brüder in unserem Kloster. Wir sehen immer das gleiche, da wir diesen Ort ja nicht verlassen dürfen. Deshalb lernen wir immer wieder, das gleiche anders zu sehen.“

„Ach, daher weht der Wind“, denke ich im Stillen und schaue den Bruder mit Hochachtung an.

Traum 2

Es war ein mühevoller und schweißtreibender Aufstieg über schmale Bergpfade und steinige Wege. Nun bin ich oben und komme wieder zu Atem. Ein herrliches Panorama öffnet sich vor mir, ich habe eine weite Sicht. Großartig, diese Freiheit unter der klaren Kuppel des Himmels. Ich liebe einen solchen Ort hoch droben zwischen Himmel und Erde, dem Alltag entronnen und dem Himmel nahe.

Ich setze mich und mache eine Rast, genieße meine Unabhängigkeit. Dann hole ich mein Fernglas und schaue ins Tal. Seltsam, liegt es an der klaren Luft oder stimmt etwas mit dem Fernglas nicht? Ich sehe Details aus weiter Ferne dermaßen genau, als wären sie ganz nah. Mein Feldstecher vergrößert um ein Vielfaches, ich kann Einzelheiten ganz eindeutig erkennen.

Ich schrecke zusammen! Ich beobachte einen Mann, der gerade dabei ist, sich von einer Brücke zu stürzen. Entsetzlich. Ich versuche zu rufen, aber er kann mich natürlich nicht hören.

Nicht weit davon entfernt sehe ich durch die Optik deutlich vergrößert einen Bauernhof, der vor Dreck starrt. Ich sehe Tiere in ihrem Kot, über und über bedeckt mit Wunden. In der Ecke des Hofes röhelt ein verendender Hund, und die Kühe stehen klapperdürr und apathisch in ihrer Umzäunung ohne Futter.

Dann richtet sich das Okular auf eine Straße gerade in dem Augenblick, als ein Auto mit hoher Geschwindigkeit um eine Kurve biegt und dabei einem Motorrad die Vorfahrt nimmt. Der Motorradfahrer stürzt auf die Straße. Das Auto fährt weiter. Ich schreie „Halt!“ Aber auch das hat keinen Sinn. Ich bin zu weit entfernt. Ich sehe nur und kann nicht eingreifen. Ich kann gar nichts tun hier oben auf meinem Gipfel – ich bin nur der Zuschauer all dieser schrecklichen Szenen.

Und dort drüben sehe ich, wie ein Mann auf eine Frau einschlägt und...

Ich will es gar nicht sehen. Was soll das alles? Warum muß ich hier sitzen und den Beobachter spielen, wenn ich doch nichts ändern kann?

Mitteilen

Ich habe das Bedürfnis zu reden. Ja, heute morgen möchte ich am liebsten ununterbrochen erzählen. Ich mache das Radio an und höre, wie andere sprechen. Aber nach kurzer Zeit nervt es mich, ich schalte das Gerät wieder aus. Die Stille in meiner Küche wird mir unheimlich.

„Du“, sage ich zu meinem zweiten Ich, „hörst du mir zu?“

„Niemand hört dir zu“, sagt er ohne Rührung.

„Es gibt soviel Not, so viele Probleme in dieser Welt – wir müssen darüber reden! Wir müssen doch einander mitteilen, wie es uns geht, was wir sehen und wie wir die Dinge beurteilen!“

„So, müssen wir das?“ Und nach einer nachdenklichen Pause sagt er:

„Es wird viel geredet, aber wenig gesagt!“

Ich schaue ihn erstaunt an, natürlich, mein frommer Bruder ist das Reden nicht so gewöhnt, er liebt die Stille seines Klosters. Da ist er ganz für sich, dort muß er nichts sehen und sich auch nicht mitteilen.

Er nimmt wahr, was ich denke und schüttelt den Kopf.

„In unserer einsamen Zelle sehen wir viel mehr, als du denkst. Das ist kein abgeschlossener Ort, an den wir uns verkriechen, um nichts mehr mitzubekommen von der kalten Welt. Wir sind an diesem Platz zwar weit weg von allem, dem Getriebe der Menschen enthoben – aber wir sehen aus dieser Distanz manches genauer als die, die mitten drin sind. Wir sitzen da, sehen was geschieht und schweigen. Das ist die Kunst, das ist unsere Aufgabe.“

„Das ist hirnrissig“, protestiere ich, „sehen und nicht reden!“

„Es wird so viel geredet, um nicht hören zu müssen. Die Menschen hören nur das, was sie hören wollen. Sie reden, um zu reden, aber keiner hört zu. Sie wollen Bestätigung ihrer eigenen Ansichten. Sie suchen sich andere Menschen, die genau das auch sagen, was sie denken, dann müssen sie nicht zuhören.“

„Du bist heute aber ein Schwarzseher“, sage ich zurückhaltend und nippe an meiner Kaffeetasse. Ich weiß nicht, worauf er hinaus will.

„Wer will die Wahrheit hören? Wer will wirklich hören? Wir müssen dann auch über das Erbärmliche reden, über das Schreckliche, das Leid, das Sterben und den Tod. Wenn wir aus der Tiefe heraus miteinander reden und nicht nur oberflächlich miteinander sprechen, dann ist das, was wir sagen, nicht nur wahr, sondern es bekommt auch Relevanz – es ist bedeutsam, es betrifft uns und berührt die Herzen. Alles muß ausgesprochen werden: vor allem unsere Angst, unsere Unsicherheit und unsere Sorge, dann ist unser Reden echt. Wir müssen heraus aus unserer Harmlosigkeit und zu einer Ehrlichkeit kommen, die uns selbst nicht schont.“

„Da hast du es aber viel einfacher als ich.“ Ich versuche diesen Anspruch abzuwehren.

„Du bist ein frommer Bruder, in deiner Kutte sichtbar einer, der anders ist. Von dir wird erwartet, daß du anders redest.“

„Es braucht Menschen, die mit offenen Augen sehen und schweigen. Und es braucht Menschen, die sehen und mitteilen, was sie sehen – und nicht gehört werden. Sie geben dem Elend eine Stimme. Dass sie nicht gehört werden, verhindert, dass sie überheblich werden. Denn wer alles sieht und darüber redet, hat eine große Macht, und diese Macht führt zu Stolz. Wer sieht, hat den Auftrag zu schweigen oder den Auftrag zu reden – das genügt. Er muss sich nicht darum kümmern, was daraus wird.“

„Und wenn mich niemand hören will? Wenn ich nur gegen Mauern rede oder als Phantast abgestempelt werde?“

Mein Gegenüber schweigt. Ich fürchte, er kennt diese Situation: Da hat jemand etwas Bedeutsames zu sagen, weil er sieht und erkennt, aber er wird doch nicht gehört!

„Dann kannst du es Gott sagen!“ antwortet er mir nach einiger Zeit.

„Wenn dich niemand hört, dann hört er dir zu. Er will, daß du ihm sagst, was du siehst. Ihm ist deine Sichtweise wichtig.“

Wieder vergehen einige Minuten der Stille.

„So sitze ich oft in meiner Zelle und sehe das, was geschieht. Ich weiß, der einzige Ort, wo ich mitteilen kann, was mir vor das innere Auge kommt, ist Gott selbst. Nur die Mauern, die uralten Steine unseres Klosters hören dabei zu. Es ist nur für den einen bestimmt, der mich reden läßt.“

Dies wird ein schweigsamer Tag. Ich gehe meinem Tagewerk nach und sage das, was ich sehe, Gott. Ich staune, wieviel es ist.

Und mir fällt auf, wie durch das Schweigen auch das Gespräch wesentlicher wird. Ich gebe nicht nur Informationen weiter, sondern ich kommuniziere mit den Menschen, die mir begegnen. Ich rede und sie merken auf. Sie spüren, daß es wichtig ist, was ich sage, es gewinnt an Bedeutsamkeit. Vor allem wenn ich über meine Ängste, Zweifel und Sorgen rede, stoße ich auf offene Gesichter, denn wir begegnen uns auf einer tiefen Ebene.

Als ich am Abend an meinen Küchentisch zurückkehre, finde ich dort einen Zettel von meinem Gesprächspartner heute Morgen. Darauf steht:

„Reden:

Zuerst ist es mühsam zu reden und du mühst dich ab.

Dann bist du überrascht, wie gut es geht.

Eine lange Zeit nimmst du es als selbstverständlich, daß du mit deinen Worten etwas bewirken kannst.

Dann setzt du das Reden bewußt ein und willst etwas erreichen.

So wirst du zum Schwätzer.

Rede mit Gott, dann schweige – und erst danach rede zu den Menschen.“

Verantwortung

„Ich fühle mich überfordert!“

Verzweifelt sitze ich am Küchentisch und raufe mir die Haare. Ich habe Angst vor diesem Tag mit all den vielen Terminen, Begegnungen, den To-do-Zetteln auf dem Schreibtisch, die Telefonate, die dringend zu erledigen sind, und dem vielen Unvorhergesehenen.

Mein Gegenüber schaut mich mitleidig an:

„Das gefällt dir doch eigentlich, oder? Wenn nichts los wäre, dann würdest du genauso mit diesem Tag hadern.“ Ich schüttele müde den Kopf. Ich habe keine Lust, auch noch mit ihm zu streiten. Es genügt mir, dass in mir alles in Unordnung ist.

„Klar, es soll etwas los sein, aber was zuviel ist zuviel!“

Mein weiser Freund schweigt und überläßt mich meinen Gedanken. Am liebsten möchte ich jetzt ganz allein verreisen, mich an einem Ort niederlassen, wo mich niemand kennt, mich niemand erreicht und ich allein sein kann. Der Gedanke an einen solchen Ort baut mich auf.

„Du mußt dir solche Orte im Alltag schaffen!“ sagt mein Bruder unerbittlich.

Ich schaue ihn fragend an.

„Das sind Orte in dir oder kurze Momente der Stille in deinem Alltag oder ganz bewußte Begegnungen mit anderen Menschen, ein Blick zum Himmel, das Wahrnehmen des guten Geruchs des Mittagessens oder das bewußte Hören auf den Gesang der Amsel vor deinem Fenster.“

Ach ja? Und was soll ich machen, wenn dauernd das Telefon läutet, die Emails im Computer tickern, der Postbote mahnende Briefe bringt – soll ich das alles einfach ausblenden?

Mein Gegenüber sieht meine Verschlussenheit und seufzt nun auch.

„Dann müssen wir tiefer ansetzen“, sagt er, als ob er sich die Ärmel hochkrepeln würde.

„Was ist dir zuviel?“

Ich denke nach.

„Das Unvorhergesehene, was meine Planung durchkreuzt“, sage ich spontan.

„Warum macht dir das Mühe?“

„Ich fürchte, ich werde dieser Situation nicht gerecht.“ antworte ich leise.

„Was ist dir noch zuviel?“ Mein weiser Bruder läßt nicht locker.

„Wenn ich das Gefühl habe, es kommen so viele Erwartungen, Wünsche, Forderungen auf mich zu – und ich kann sie nicht erfüllen. Dann komme ich in Panik. Dann will ich es allen recht machen, dann will ich meinen Kopf möglichst schnell aus der Schlinge ziehen. Dann bricht Hektik in mir aus. Dann bin ich unzufrieden mit mir, weil ich meine Arbeit nicht ordentlich mache, sondern nur abhake. Und zum Schluß denke ich: Ich habe alles getan, aber ich bin niemandem gerecht geworden, am wenigsten mir selbst.“

Der Bruder schaut mich lächelnd an. Er hat es gut in seinem Kloster. Da weiß jeder, täglich haben die Stundengebete Priorität, wenn zum Gebet gerufen wird, muß alles andere liegen bleiben.

„Du mußt nicht alles tun, auch wenn das andere angeblich von dir erwarten“, sagt er nachdenklich.

„Du hast ein ganz bestimmtes Maß an Zeit, Kraft und Fähigkeiten – stelle dich dazu. Es ist besser, weniger mit Liebe, Geduld und Freundlichkeit zu tun, als ein großes Pensum zu schaffen und dabei ungerecht zu werden.“

Ich schaue ihn erstaunt an: „Ungerecht?“

„Du hast selber davon gesprochen, daß du anderen und dir selbst nicht gerecht wirst – also bist du ungerecht.“

Ich nicke ergeben.

„Die Liebe ist das größte, steht in der Bibel. Und deshalb ist die Lieblosigkeit die größte Sünde. In dem, was du tust, soll sich die Liebe Gottes widerspiegeln und die Liebe zum Nächsten spürbar werden. Wenn das nicht der Fall ist, dann tust du viel, zu viel und erzeugt nur heiße Luft.“

„Und wo bleibe ich? Wo lebe ich die Liebe zu mir selbst?“ Empört schreie ich auf. Wieder spüre ich das Gefühl, selbst zu kurz zu kommen.

„Wenn du so lebst, dann geht es dir auch gut, dann überforderst du dich nicht und lebst nicht über deine Kräfte. Dann gibst du den Leuten, was sie brauchen: die Liebe Gottes. Die kannst du aber nur weitergeben, wenn du sie selber empfängst. Vor dem Geben steht das Nehmen. Du bekommst etwas für dich! Du nimmst es an, freust dich darüber – und gibst es weiter. Wenn du so lebst, bist du bei Gott, bist bei dir und erfüllst die Wünsche der anderen, ohne dich zu überfordern.“

„Aber habe ich nicht eine Verantwortung von Gott her, alles richtig und gut zu machen?“ frage ich noch mißtrauisch und vorsichtig.

„Genau das ist die Verantwortung, die du hast: Gottes Liebe in die Welt zu bringen. Gott läßt dir keine größere Verantwortung auf, als du tragen kannst. Er will nicht, daß du an dir selbst vorbei lebst. Verantwortung heißt: Gott bekommt eine Antwort von dir. Er hat dir eine Frage gestellt: Willst du das für mich tun?“

„Was heißt das konkret?“

„Frage ihn, was du tun sollst. Wenn es nicht seine Sache ist, dann lasse es. Dann kannst du *Nein* sagen, weil Gott kein *Ja* dazu gegeben hat.“

Es fällt mir schwer, *Nein* zu sagen, ich will es ja allen recht machen! Wenn ich nun aber weiß, Gott sichert mich ab, wenn ich mich gegen etwas entscheide, dann bin ich entlastet. Dieser Gedanke gefällt mir.

„Aber laß es auch zu, daß *Ja* und *Nein* nicht immer so eindeutig ist. Du wirst auch falsche Entscheidungen treffen, du wirst Scheitern und Versagen erleben. Du wirst dir schuldig vorkommen, weil du Menschen nicht das gibst, was sie brauchen.“

Der Bruder schaut mich ernst an.

„In unserem Kloster haben wir die Möglichkeit, alles, was getan werden soll, miteinander zu besprechen oder zumindestens hat der Herr Abt das letzte Wort. Er entscheidet letztendlich über das, was wir tun und was wir nicht tun. Es ist gut, wenn du dich mit anderen besprichst über die Menge deiner Arbeit und die Richtung deines Engagements. Vielleicht ist deine Frau die richtige Gesprächspartnerin. Gib ihr Rechenschaft über das, was du tust, als würdest du sie Gott gegenüber ablegen.“

Ich schlucke. Dann wäre meine Frau ja so etwas wie mein Chef, mit der ich die Verteilung meiner Zeit und meiner Arbeitskraft bespreche?

„Das bedeutet Unterordnung! Und die geht nur in der Liebe, verstehst du? Sonst wird sie zum gefährlichen Druck. Wo du liebst, bist du nicht überfordert!“

Gut! Ich nehme mir heute vor, auf die Stimme Gottes zu hören. Ich will ihn fragen, was ich tun und was ich lassen soll. Ich will das, was ich tue, richtig und ganz tun, in Liebe zu Gott und den Menschen. Ich lasse auch zu, daß Dinge unerledigt bleiben oder gar nicht gemacht werden. Ich sage *Nein* zu dem, was nicht meine Arbeit ist. Ich lerne zu unterscheiden, wo ich gefragt bin und wo nicht. Und ich stelle mich zu meiner Begrenzung und gestatte mir auch, Fehler zu machen und zu scheitern. Ich muß nicht alles perfekt machen und allen Erwartungen voll entsprechen.

Nachdem ich mir dies klargemacht habe, sieht der Tag, der vor mir liegt, ganz anders aus. Ich habe Kraft und Mut, den Herausforderungen zu begegnen und das Maß der Verantwortung zu tragen, das mir Gott heute zumutet.

Die dunkle Seite des Lebens

Traum 3

Ich befinde mich auf dem Dachgarten eines großen Hauses. Über mir ein herrlich blauer Himmel, ein frischer Wind bringt eine würzige Brise mit Blütenduft und Heugeruch. Die Welt ist in Ordnung, mir geht es gut!

Ich steige hinunter ins Dachgeschoß. Dort sind andere Menschen, und wir müssen uns einigen, wie wir miteinander zurechtkommen, wir schließen Kompromisse. Wir setzen uns auseinander und diskutieren. Wenn es zu schwierig wird, lassen wir uns stehen und jeder geht seiner Wege. Man will sich ja schließlich nicht zu nahe treten.

Im Stockwerk tiefer geht es ruhiger zu. Hier sitzen Menschen zusammen und tauschen sich aus. Die Gespräche sind echt, nicht oberflächlich. Es geht um das Gegenüber: Wie kann ich in einer guten Weise die Beziehung zu ihm pflegen? Jeder hat Interesse am anderen, man will zusammen bleiben – auch wenn das manchmal mühsam ist.

Im Erdgeschoss darunter geht es um Werte und Prägungen. Jetzt hat jeder seinen festen Platz, seinen Raum. Mancher schließt sich ein und geht auf Nummer Sicher. Man muß sich stehen lassen, denn jeder ist nun einmal so, wie er ist, niemand kann aus seiner Haut heraus. Das Gespräch miteinander ist mühsam und von Empfindlichkeiten gekennzeichnet.

Fettnäpfchen stehen herum. Immer wieder hört man Sätze wie: „Ich bin nun einmal so! Ich kann nicht anders.“

Dann steige ich die Kellertreppe hinab. Hier unten ist es dunkel und muffig. Furcht steigt in mir hoch. Ich spüre die lauende Bedrohung, Angst greift nach mir, Panik steigt auf. Schnell stürze ich die Treppe wieder hinauf und schließe die Kellertür ab. Zur Sicherheit verrammele ich sie mit ein paar Balken.

Angst haben

Am Morgen schmeckt der Kaffee bitter, ich habe zuviel von dem schwarzen Pulver genommen, weil ich mir von dem Getränk eine Belebung meiner müden Knochen erhoffe. Am liebsten würde ich wieder ins Bett schleichen, mir die Decke über den Kopf ziehen und den Tag verschlafen. Ich habe Angst vor diesem Tag, vor all den Herausforderungen, die mich überfordern, vor den vielen Entscheidungen, die ich treffen muß, und ich nicht weiß, was richtig ist. Ich habe Angst vor den Konsequenzen meiner Fehler. Ich befürchte, daß mir dieser Tag misslingt und ich mein Ziel nicht erreiche.

Das Morgengrauen ist heute ein wirkliches Grauen, der neue Tag knurrt mich bedrohlich an. Es ist gut, dass mein grauer Bruder mit mir am Küchentisch sitzt. Auch er gähnt.

„Hast du auch schlecht geschlafen?“ frage ich ihn.

„Ich habe überhaupt nicht geschlafen, ich habe gewacht.“

„Warum denn das?“

„Ich hatte die Gebetswache heute Nacht.“

„Aha, eine fromme Übung eures Klosters.“

„Keine fromme Übung, das ist der Ernstfall. Wir stellen uns dem Dunkel der Nacht, wir liefern uns unserer eigenen Schwachheit aus, wir gehen hinunter in den Keller der Angst.“

Mein Gegenüber kennt also meinen Traum. Ist das eine leichte Zurechtweisung, weil ich die Tür versperrt hatte?

„Warum tut ihr das?“

„Weil die Angst zu unserem Leben gehört. Wir bringen in der Nacht unsere Angst zu Gott, wir halten sie aus und halten sie ihm hin.“

Muß das sein? Unser Gespräch stockt. Ich denke an die Menschen, mit denen ich es heute zu tun haben werde, und spüre, wie die Angst vor diesen Begegnungen in mir hochsteigt.

„Ich wollte, ich wäre ein Tier“, sage ich leichthin.

Mein Gegenüber schaut mich fragend an: „Warum?“

„Tiere haben keine Angst allein im Wald und in der Nacht. Sie fürchten sich nur vor den Menschen. Bei den Menschen ist das umgekehrt: Sie fürchten sich vor der Nacht und vor der Einsamkeit, aber nicht vor anderen Menschen. Dabei müssen wir uns doch eigentlich voreinander in Acht nehmen.“

Der Bruder schweigt und schaut immer noch fragend zu mir.

„Ich habe Angst vor den Menschen“, sage ich leise.

„Warum?“ Mein Gegenüber läßt nicht locker.

„Menschen bedrohen Menschen, unser Leben ist gefährdet von allen Seiten!“ bricht es aus mir heraus.

„Von allen Seiten höre und lese ich, wie bedroht mein Leben ist, ob es nun stimmt oder nicht, ich bin verunsichert: Elektrosmog durch die Handys, die Abstrahlung des Computerbildschirms, Ozongefahr und andere Emissionen. Dazu kommt der Autoverkehr, der extrem gefährlich ist, du mußt nur die Meldungen über die Unfälle in der Zeitung lesen. Dann noch die ständigen Lebensmittelskandale, so dass man gar nicht mehr weiß, was man essen soll. Unser Leben ist bedroht, wie soll ich da fröhlich in den Tag gehen?“

„Die meisten Menschen nehmen diese Bedrohung gar nicht wahr, sie leben so, als gäbe es keine Gefahr für ihr Leben“, gibt der Bruder zu.

„Sie übertönen ihre Sorgen und ihre Angst mit Konsum und Events, sie leben nach dem Motto: Laßt uns heute leben, denn morgen sind wir tot! Aber das war schon zu allen Zeiten so.“

Es gibt nur einige, die diese Angst nicht mehr übertönen können: Das sind die Kranken, die Sterbenden, die Behinderten und die Alten. Zu ihnen gesellen wir uns, wenn wir uns nachts unserer Angst stellen, da sind wir in guter Gesellschaft.“

Das beeindruckt mich, denn ich fürchte mich vor einer ernsten Krankheit, die als Bedrohung unüberwindbar in mein Leben tritt, vor der Lebensangst, der Angst vor dem Sterben. Das darf unter keinen Umständen passieren, ich darf nicht krank werden!

„Aber hinter der Gleichgültigkeit oder der gespielten Lebensfreude lauert die Angst“, faßt mein Gegenüber nach, „es kostet viel Kraft, sie im Zaum zu halten – und dadurch werde ich vielleicht erst recht krank. Da ist es doch besser, der Angst zu begegnen.“

„Ja, es ist ja nicht nur die Bedrohung von außen. Genauso schlimm ist die Gefahr von innen, die aus mir selbst kommt. Manchmal fürchte ich, daß ich unvermittelt irgendetwas Unsinniges tue, ausraste oder den Verstand verliere, herumtobe und dabei etwas zerstöre und nachher nichts mehr davon weiß. Manchmal ist plötzlich die Angst da. Ich fahre im Auto und bin dabei, einen Lastwagen zu überholen. Dann schlägt sie zu, und ich denke, ich schaffe es nicht. Oder ich fahre durch einen Tunnel, und die Panik greift so nach mir, daß mir der Schweiß ausbricht. Ich habe Angst, ich komme nicht hindurch, ich finde nicht das Ende und bleibe stecken. Oder ich stehe in einem Aufzug und die Angst redet mir ein, ich erstickte, die Luft geht mir aus, ich bekomme Atemnot. Immer denke ich dann: Ich sterbe, mein Leben ist zu Ende.“

„Ja, diese Todesangst kenne ich, wenn ich nachts in meiner kleinen Zelle sitze...“

„Das könnte ich nicht, ich käme mir vor wie in einem Grab!“ Mich schüttelt es und ich spüre, wie die Panik in mir aufsteigt. „Wenn ich mir vorstelle, wie die ersten Christen tief unten in ihren Katakomben gelebt haben, ich hätte das nicht durchgehalten!“

„Sie konnten es auch nur, weil sie schon tot waren – sie waren lebendig tot. Sie haben ihr Leben ganz Gott gegeben und sind damit gestorben, denn ihr Leben gehörte nicht mehr ihnen. Das gab ihnen eine große innere Freiheit. Sie mußten nun keine Angst mehr vor dem Tod

haben, deshalb konnten sie auch als Märtyrer fröhlich sterben, denn sie waren ja bereits gestorben.“

„Bewundernswert! Aber was hilft mir das heute?“ Ich muß langsam los, die Tagesarbeit wartet trotz allem.

„Laß es zu, daß dein Leben gefährdet ist. Nur weil du lebendig bist, ist auch der Tod dein Begleiter. Der Tod gehört zu deinem Leben dazu, ohne ihn gibt es nicht das Leben, jede Gefährdung zeigt dir, daß du lebst! Wenn du dir klarmachst, daß dein Leben ein Ende hat und du sterben wirst, gewinnst du große Gelassenheit durch eine innere Freiheit. Dann kann dir der Tag mit seinen Überforderungen nichts mehr anhaben, dann bedrohen dich auch nicht mehr die Menschen, sie haben kein Anrecht mehr auf dich.“

Das ist ein gute Predigt zum Beginn dieses Tages, danke Bruder, das hilft mir, bewußt zu leben!

Auf der Fahrt im Auto bete ich an diesem Tag, als ich wieder durch den langen Tunnel fahre:

„Danke Herr, daß mein Leben ganz in deiner Hand ist. Ich lebe, weil du mir das Leben gegeben hast, mein Leben gehört dir. Deshalb sterbe ich, wenn du es willst, ich muß keine Angst haben, ich schaffe es nicht und komme nicht an, weil mich der Tod zu früh trifft. Denn ich weiß: Ich komme dort an, wo du mir den Endpunkt gesetzt hast.“

Und erstaunlich ruhig finde ich meinen Weg durch die dunkle Röhre und erreiche tatsächlich wohlbehalten auf der anderen Seite das Tageslicht. Ich habe losgelassen, ich muß mich nicht immer selbst im Griff haben und angestrengt kontrollieren.

„Ich lebe, weil ich schon gestorben bin und weil mein Leben in deiner Hand ist, mein Gott“, singe ich fröhlich im Auto – ganz für mich, wo mich niemand hört.

Schmerzen aushalten

In meinem Kopf toben rasende Kopfschmerzen. Es ist einer jener Morgen, wo ich mir selber im Weg stehe. Ich gehe in der Küche auf und ab und kann mir nicht ausweichen, ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. Der Kaffee schmeckt nicht und der Tag scheint endlos und ohne Zielpunkt.

Mein Gegenüber sitzt auf seinem Stuhl im Winkel und hat sich ganz in sich zurückgezogen. Er hat es gut! Er verkriecht sich einfach in seine Kutte. Dann ist er für sich und niemand kann ihn mehr stören.

Es ärgert mich, dass er es sich so leicht macht. Er sitzt einfach hier und tut nichts, während es mir schlecht geht und ich mit den Schmerzen kämpfe und das Gefühl habe abzusaufen.

Ich bin wütend auf ihn und gleichzeitig tue ich mir selber leid: Wie geht es mir doch dreckig! Was muß ich alles aushalten, ohne daß es irgendjemand mitbekommt! Niemand versteht mich! Alle lassen mich allein!

In der Bibel lese ich, dass Jesus alle Schmerzen und alle Lasten getragen hat. Ich fühle mich davon ausgenommen. Ich komme mir vor, als trage ich ganz allein die gewaltige Last meines Lebens.

Am liebsten würde ich losheulen, den Schmerz im Kopf und den Weltschmerz mit Tränen wegspülen, mich auflösen im Leid, wegschwimmen im Kummer.

„Ja!“

Hat mein stummer Freund geredet? Ich will nichts von ihm wissen, ich will keine frommen Predigten und keine brüderlichen Zurechtweisungen, gerade jetzt kann ich das nicht ertragen!

„Weine deine Tränen!“

Sieht er doch, wie es mir geht? Aber während ich gerade dabei war loszuheulen, geht es nun nicht mehr. Wer kann schon auf Befehl in Tränen ausbrechen? Ich schluchze nur ein paar Mal.

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten!“

Also doch eine fromme Predigt.

„Ich will aber nicht ernten“, sage ich trotzig.

„Ja, natürlich. Jetzt sollst du auch noch nicht ernten. Aber der Schmerz und die Tränen sind der Same, der, wenn er aufwächst, zur Frucht wird. Laß sie zu!“

Neben dem Schmerz in meinem Kopf und dem Elend in meinem Herzen steht nun noch etwas anderes: die Ahnung einer ganz anderen Zukunft. Ich bin abgelenkt von mir selbst, ich merke, wie der Schwindel in meinem Kopf nachläßt, denn ich kreise nicht mehr nur noch um mich selbst.

„Viele wollen gleich ernten, gleich jetzt morgens, bevor sie gesät haben. Aber das ist unmöglich! Vor der Ernte steht die Aussaat, und gesät wird mit Tränen und Schmerz. Wo kein Schmerz ist, kann also nichts wachsen.“

Ich denke nach. Ja, es stimmt, dort wo mir etwas besonders gut gelungen ist, war es begleitet von Schmerzen. Aber mein weiser Freund fährt fort:

„Es gibt nichts Neues ohne Schmerzen. Ohne sie gäbe es keine Kinder, gäbe es kein neues Leben. Kinder gebären geht nur über die Wehen und sie großzuziehen bringt manche Sorge, Kummer, durchwachte Nächte am Krankenbett oder harte Auseinandersetzungen mit ihnen. Aber das alles ist nötig, damit das Neue aufwachsen kann. Und nur dann, wenn wir bereit sind, all dies auf uns zu nehmen, können wir ernten. Wer nicht bereit ist, Schmerzen zu ertragen, der wird nie das neue Leben erfahren.“

„Was weißt du frommer Klosterbruder vom Kinderkriegen?“

„Das betrifft nicht nur diesen Bereich. Unser Kloster gäbe es nicht, wenn nicht vor vielen Generationen unsere Gründer Entsagung und Arbeit auf sich genommen hätten, um unsere Abtei zu bauen. Sie haben klein angefangen, haben gelitten und gedarbt. Von ihrer Aussaat ernten wir heute. Wir profitieren von ihrem Einsatz, hätten sie sich geschont, gäbe es uns nicht. Das ist uns immer bewußt, wenn wir in der Kirche zusammenkommen, um unsere Stundengebete zu singen. Wir bauen auf dem Leid und den Schmerzen derer, die vor uns waren. Das relativiert unseren eigenen Schmerz.“

„Gut, gut“, sage ich, „aber so grundsätzlich geht es bei mir ja heute morgen nicht. Ich habe nur etwas Kopfweh. Übrigens wird es langsam besser.“

„Aber du standst in der Gefahr, im Selbstmitleid zu versinken. Selbstmitleid ist etwas sehr Gefährliches. Es ist wie ein Sumpf, es ist bodenlos und zäh, es nimmt dir alle Bewegungsmöglichkeiten und du hast keine Chance mehr, dich selbst zu retten. Du tust dir dann nur noch leid, du jammerst über dich selbst. Hier ist nichts Aufbauendes, nichts Positives mehr, nur noch Schmerz und Elend.“

Jetzt werde ich also doch gemäßregelt. Ich ertappe mich dabei, wie ich anfangen zu schmolle.

„Selbstmitleid und beleidigt sein nehmen dir alle Kraft. Du mußt dir das verbieten. Wir lernen das in unserem Kloster, ja wir üben es richtig. Es ist ein Training, um unser schwaches Ich zu kräftigen. Wenn wir verleumdet werden, reagieren wir nicht getroffen und verletzt, wenn wir Ungerechtigkeit erleiden – und das kommt auch in unserer frommen Gemeinschaft oft vor –, dann jammern wir nicht darüber und auch Erniedrigung halten wir aus, ohne uns deshalb selbst leid zu tun.“

„Da ist deine Kutte wohl wie ein Panzer, an dem alles abprallt?“ frage ich frech.

„Nein, es trifft mich genauso in meinem Herzen wie dich. Ich werde auch an meinen empfindlichen Stellen verwundet und spüre den Schmerz. Aber ich lasse nicht zu, daß er sich nach innen frißt und mich zerstört. Ich sage mir: Wenn mich etwas kneift, dann weiß ich: Ich lebe! Ich frage mich danach, wozu es mir dient, was mir widerfährt, und was ich daraus lernen kann. Vielleicht zeigt mir der Schmerz noch wunde und verletzliche Stellen in meiner Persönlichkeit und ich kann sie dann unter das Licht Gottes bringen und heiler werden.“

„Also geht es darum, stark zu werden, unverletzlich und heil zu sein?“

„Wer ist denn stark? Doch nur der, der um seine Schwäche weiß und mit ihr lebt, der sich selbst dort schützt, wo er seine Schwachstellen hat. Stark sein heißt, sich nicht entmutigen zu

lassen, die Hoffnung nie aufzugeben und nicht in Resignation zu versinken. Stark sein heißt, stehenzubleiben, wenn der Sturm tobt, in sich selbst zu ruhen und immer nach vorn zu schauen.“

„Und wie gewinne ich diese Stärke?“

„Du mußt dich dazu entschließen, dass du nicht dem Selbstmitleid nachgibst und in keiner Situation beleidigt reagierst. Wenn du feststellst, dass Selbstmitleid und Anklagen von dir Besitz ergreifen wollen, dann schicke sie fort, sie haben bei dir keinen Landeplatz!“

Ich habe immer noch Kopfweg, aber meinem Herzen wird es wohler. Der Schmerz gehört zu mir, er gehört zu diesem Tag, ich setze ihn ein zu meiner Heiligung.

Ich stehe auf und möchte die Küche verlassen, aber mein Freund hält mich zurück:

„Der Schmerz dient nicht nur zu deiner Heiligung. Das wäre auch wieder sehr selbstbezogen gedacht. Alles Leid, das du erfährst, ist ein Teil des großen Elends in dieser Welt. Mit deinen Schmerzen bist du mit allen verbunden, denen es auch nicht gut geht. Du trägst deinen Teil an der Not. Und es ist besser, wenn sie sich verteilt auf viele Schultern, als wenn nur wenige alles Furchtbare erdulden müßten. Du erträgst deine Schmerzen also auch für andere.“

So gehe ich in diesen Tag, langsamer und bewußter als sonst. Und ich sehe die Menschen, die mir begegnen, mit den Augen eines Leidenden. Und ein Leidender sieht schärfer als andere Menschen, er sieht die Stellen, an denen ebenfalls Not herrscht, er ist empfänglich für die Schmerzen der anderen. Während das Selbstmitleid um sich selbst kreist und Bestätigung für sich möchte, ist der Schmerz, der für andere und mit anderen ganz bewußt getragen wird, barmherzig, geduldig und heilend.

Die Krise bewältigen

Jetzt ist die schlimmste Katastrophe eingetroffen! Durch irgendwelche Umstände hat der Computer seinen Geist aufgegeben, der ganze Inhalt mußte neu formatiert werden und alle Dateien waren gelöscht.

Mit müden und roten Augen komme ich in die Küche. Mir kommt es vor, als hätte ich Fieber. Die ganze Nacht habe ich mich um den Neustart des Computers bemüht, nun fühle ich mich wie gerädert.

„Gab's Probleme?“ fragt mein treues Du.

So eine dumme Frage, das sieht man doch!

„Probleme ist nicht der richtige Ausdruck, das klingt viel zu harmlos. Es war so, als wäre ich selbst gestorben. Die ganze Arbeit von Monaten ist dahin, dummerweise habe ich in der letzten Zeit nichts mehr auf der externen Festplatte gespeichert“, sage ich resigniert und verzweifelt.

„Dann ist also dein Computer wie dein eigenes Hirn oder wie dein Herz – wenn du vom Sterben sprichst, weil das Gerät seinen Geist aufgibt“, sagt der Bruder spitz.

Ich habe keine Lust mit ihm zu streiten, er versteht es nicht, er dient ja höheren Werten und hat keine Ahnung, was es heißt, auf eine Maschine angewiesen zu sein.

„Doch, es gibt viel Schlimmeres als den Absturz des Computers“, gibt mein Gegenüber zu bedenken, „wenn du verletzt wärest, oder wenn tatsächlich jemand gestorben wäre.“

Ich zucke mit den Schultern, es kommt mir ja so vor, als wäre es so. Ich traure um meine vergebliche Arbeit.

„Du hast jetzt die Chance zu einem Neuanfang. Jeder Abbruch führt zu einem Anfang. Jetzt kannst du von vorn beginnen.“

Ja, das stimmt, ich muß von vorn beginnen, alles neu aufbauen.

„Im Zerbruch eines Lebens wird deutlich, wer dieser Mensch ist. Wenn das wegbricht, was nicht zu seinem Kern gehört, bleibt das Eigentliche übrig. Durch Krisen werden wir zu den Menschen, die wir eigentlich sind.“

Mein Gegenüber wird wieder grundsätzlich, er verlässt den Boden der Technik und hat die Kurve zur menschlichen Existenz genommen. Dieser Bereich liegt ihm natürlich näher, da hat er etwas zu sagen. Ich seufze.

„Krisen und Zusammenbrüche sind die Phasen starker Veränderung, wir finden durch sie zu uns selbst. Ich bin ein Mensch, durch den Zerbruch werde ich menschlich. Ich bin Christ, durch die Krise werde ich geistlich. Ich finde zum Eigentlichen.“

„Was bedeutet das *Eigentliche*?“ frage ich, bevor mein Freund sich in zu philosophischen Gedanken verliert.

„Das Eigentliche ist immer einfach. Es ist das, was übrigbleibt, wenn das Metall vom Feuer geläutert wird. Es ist das, was übrigbleibt, wenn der Mensch eine Krise durchleidet.“

Ich schaue mein Gegenüber verständnislos an.

„Kommen wir wieder auf den Absturz deines Computers zurück: Wie war es in der Zeit davor?“

Ich denke nach, was will der Bruder mit seiner Frage? Zögernd antworte ich:

„Die Maschine ist ständig gelaufen, ich hatte viel zu tun. Ich hatte einige neue Programme geladen. Es war alles etwas hektisch und kompliziert. Ich mußte manches neu programmieren, und dabei sind mir sicher auch Fehler unterlaufen.“

„Genau! Vor einem Zusammenbruch nimmt das Tempo zu, man wird hektischer, will immer mehr in immer kürzerer Zeit. Man denkt, die Zeit reicht nicht zu all dem, was man tun möchte. In der Hektik passieren Fehler und man verliert noch mehr Zeit, man wird dadurch umso hektischer und konfuser. Es ist eine negative Dynamik, die in Gang kommt und immer schneller abläuft. Und ganz ehrlich: Gab es Anzeichen, daß etwas nicht stimmte?“

„Hm, wenn ich genau überlege, dann gab es in der letzten Zeit öfter mal einen Hänger, und ich mußte den Computer neu starten. Die Maschine ist zeitweise sehr langsam gelaufen, und die Fehlermeldungen häuften sich.“

„Ja. Ein Zusammenbruch kündigt sich an. Wir müssen die Zeichen allerdings wahr- und ernstnehmen. Aber daß wir nichts von dem herannahenden Unheil merken, gehört zu einer Krise mit dazu. Wir sind wie unter einer dicken Schicht von all dem zugedeckt, was sich so wichtig gebärdet: an uns hängt so viel, wir stecken in Sachzwängen und Bedingungen, die wir nicht mehr bestimmen können – bis es knallt. Dann ist es auf einmal ruhig. Zerbruch heißt, daß das alte, einengende Korsett dieser Zwänge und der enge Käfig der Notwendigkeiten aufgesprengt wird. Ich bleibe übrig, ich allein, nackt, einfach, bedürftig und arm. Das ist das *Eigentliche*! Und nun muß ich neu anfangen und von diesem wesentlichen Kern aus alles wieder aufbauen.“

„Ja, so komme ich mir vor, wie ein Baby. Und wenn ich nun wieder anfangen, dann werde ich vieles anders machen und ich nehme mir Zeit dafür und programmiere alles gründlich und sorgfältig. Ich weiß jetzt besser, was ich brauche und was überflüssig ist. Ich richte mir nur das ein, was wirklich nötig ist, dann ist alles nicht mehr so anfällig und kompliziert.“

„Die Einfachheit ist das Zeichen der Echtheit, alles Komplizierte ist ein Hinweis darauf, daß etwas künstlich ist. Aber so etwas ist in unserer Zeit, wo das Komplizierte und Schwierige mehr zählt und wertvoller scheint als das Einfache, nicht leicht zu verstehen!“

Ich widerspreche: „Auf der anderen Seite werden viele Vorgänge so vereinfacht dargestellt, daß den Menschen etwas Falsches vorgaukelt wird.“

„An was denkst du da?“

„In Beziehungen zu leben ist nicht einfach, mit Menschen zurechtzukommen, die ganz anders sind als ich, fällt schwer. Das Gelingen einer Ehe muß erarbeitet werden, Kinder großzuziehen ist anstrengende Arbeit, kostet Schweiß und Tränen. Auch wenn ich Gott verstehen will, muß ich mich mühen, das fliegt mir nicht zu. Das Leben ist nicht einfach, es gelingt nicht so ohne weiteres. Und wenn ich in Schwierigkeiten gerate, dann bricht eine Welt zusammen. Denn so schwer und mühsam habe ich es mir nicht vorgestellt! Es muß doch leicht gehen und Spaß machen!“

„Und dann? Dann steckst du in der Krise und merkst, dass du dir wieder mehr aufgeladen hast, als du tragen konntest. Dadurch hast du dir dein Leben kompliziert gemacht“, unterbricht mich mein Gesprächspartner.

„Im Grunde genommen ist alles so einfach, wie es in der Bibel aufgezeigt ist. Dort steht: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele und deinen Nächsten wie dich selbst. Das ist alles. So einfach ist das!“

Ich nehme mir vor, in Zukunft mehr auf die Warnzeichen zu achten, die einen Abbruch ankündigen. Ich will aufmerksamer durch den Tag gehen und wahrnehmen, was mein Körper mir signalisiert. Ich will mich ernster nehmen mit meinen Bedürfnissen und Grenzen. Und dann will ich rechtzeitig umkehren – aus meiner Kompliziertheit in die einfachen, liebevollen Arme Gottes. Bei ihm finde ich zur Ruhe.

Neu anfangen

Mir geht noch das Gespräch von gestern durch den Kopf. Ich habe angefangen, die Dinge mit anderen Augen zu sehen, und ich will herausfinden, was es heißt, einfacher zu leben. Die Krise hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich will neu beginnen und nicht mit dem Alten weitermachen. Ich will mich und mein Leben verändern.

Als ich heute in die Küche trete, habe ich ein Blatt Papier und einen Stift dabei.

„Guten Morgen!“ begrüße ich mein zweites Ich. „Sollen wir zusammen überlegen, wie das neue, das andere und einfache Leben aussehen könnte?“

Der Bruder lacht: „Schau mich an!“

„Ja, ja, so einfach geht es doch nicht. Ich kann ja nicht auf alles verzichten und ins Kloster ziehen, der Welt entsagen und nur einem armen Leben huldigen!“

„Ja, leider“, der Klosterbruder zuckt mit den Schultern. Ich weiß, daß er sich wohlfühlt in dem Leben, das er sich gewählt hat. Für ihn sind die Dinge klar: Der Tagesablauf ist geregelt, er ist versorgt und hat für seine kleinen Bedürfnisse etwas Taschengeld. Er kann sich ganz auf das Wesentliche konzentrieren. Aber vielleicht kann er mir gerade deswegen einige Tips geben?

„Einfach leben heißt zunächst, daß ich auf alles Überflüssige verzichte. Ich habe nur das, was ich wirklich brauche.“

„Das ist schon gar nicht so einfach, wenn mir die Werbung dauernd Bedürfnisse einredet, die ich gar nicht habe und mir sehr deutlich vorgaukelt, was ich wirklich brauche!“

„Richtig. Ich muß mir vorher klar machen: Was brauche ich wirklich? Und dabei bleibe ich!“

„Das ist aber ganz schön hart! Denn ich beschränke mich und habe weniger Komfort.“

„Ja, aber genau darum geht es in allem: nicht Wachstum, nicht ständig mehr, sondern Reduzierung, und das heißt Konzentration auf das Wesentliche.“

„Also Qualität statt Quantität, Klasse statt Masse?“

„Nicht ganz, denn Qualität kann auch wieder bedeuten, viel Geld auszugeben. Es geht hier aber wirklich um einen Verzicht. Denn nur dieser Verzicht macht mich unabhängig von einer Sache, die mich an sich binden möchte. Qualität kann in Form von Perfektion ebenfalls einen Zwang ausüben. Die Qualität meines Leben soll die Beziehung zu Gott sein, hier möchte ich nicht sparen. Mein Glaube soll komfortabel, schön und verschwenderisch sein! Auch in meinen Beziehungen will ich auf Qualität achten, denn das ist etwas Kostbares und Wertvolles – obwohl sie nichts kosten außer Zeit und Hingabe.“

„Es geht also um eine Verlagerung vom Materiellen zum Ideellen, vom Besitz zu den Menschen?“

„Genau! Und ein gelingendes Leben kann ganz verborgen und armselig sein – so wie unseres.“ Er macht wirklich einen befreiten Eindruck.

„Es gibt Menschen, die sind auf der Suche nach Gold, sie durchsuchen den Sand im Flußbett und arbeiten hart, bis sie ein paar Körnchen finden. Aber das Wertvolle sind nicht die kleinen Stücke Gold im Fluß, sondern ist der Fluß selbst. Vor lauter Mühe erkennen sie das nicht.“

„Was meinst du mit diesem Beispiel?“ Ich verstehe nicht.

„Es geht nicht darum, erfolgreich zu sein, sondern, dass wir unser Leben in guter Weise leben. Nimm unser Leben im Kloster: Wir haben Zeit für Gott und leben unsere Beziehung zu ihm in vollen Zügen. Das gibt unserem Leben Inhalt und Wert. Und wir leben für die Menschen, denen wir dienen – auch das ist kostbar und schön. Ein sinnvoller Lebensinhalt ist es, die Not anderer Menschen zu lindern und dem Leben zu dienen. Dies ist alles überhaupt nicht kompliziert – und es ist auch gar nicht teuer: Es kostet nur unsere Bereitschaft. Nur mein Interesse am Anderen und meine Liebe sind gefragt, und von diesen Mitteln hat Gott sehr viel in unser Leben gelegt, sie gibt es umsonst. Wir müssen uns diese göttlichen Ressourcen nur erschließen. So ist ein Leben, das nach außen hin für diese Welt ärmlich und sehr einfach aussieht, doch kostbar, denn das Eigentliche findet im Stillen statt.“

„Ja, so möchte ich auch leben“, schwärme ich, „sehen was notwendig ist, spielerisch sein, nicht alles Mögliche und Unmögliches wollen, sondern zulassen, was sich ereignen möchte. Mich selbst und andere frei geben und akzeptieren, dass alles auch ganz anders läuft, lachend und fröhlich neue Wege gehen...“

„Und wie machst du das? Was heißt das konkret?“

Ich stutze und überlege.

„Ich will es dir sagen“, antwortet er für mich, „konzentriere dich auf eine Sache, mache nicht viele Dinge gleichzeitig. Tue nicht immer mehr, sondern tue das, was du gerade in deine Hände nimmst, anders.“

„Anders?“

„Ganz bewußt und konzentriert, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Tue es von ganzem Herzen, von ganzer Seele, in der Liebe zu Gott und in der Hinwendung zu den Menschen. Das, was du nicht auf solche Weise tun kannst, lasse getrost!“

Jetzt hat er mich erwischt an meiner wunden Stelle, das hat gesessen! Er kennt mich halt, mein Gegenüber, der mir manchmal vorkommt wie mein Schatten, wie meine andere Haut.

„Kann ich das denn durchhalten im Getriebe des Alltags?“ frage ich zaghaft.

„Denke an Jesus: wie hat er gelebt! Er kam in einem Stall zur Welt und schlief im Stroh einer Futterkrippe. Den Stall verwandelte er zu dem herrlichsten Palast, den es je gab und das Stroh wurde zum Mist der Welt, das er auf seine Schippe nahm und ausräumte, so daß Platz wurde für einen Neuanfang in großartiger Weise. Schau auf Jesus und folge ihm nach, dann wird dir das Leben gelingen!“

Da habe ich es wieder. So einfach ist es! Ich stehe in meiner Küche und komme mir vor, als träumte ich. Aber es ist ein Traum der Hoffnung und Zuversicht. Seltsam getröstet und gesammelt gehe ich in den Tag und beschließe neu anzufangen – mit Gottes Hilfe.

Erfolg und Misserfolg

Sinnlosigkeit

Ein neuer Tag ohne Perspektive und ohne Zukunft. Ich sitze am Küchentisch und starre trübe in meine Tasse Kaffee. Draußen regnet es. Hier drinnen auch. Ich frage mich, was dies alles soll: mein Leben, meine Arbeit, die Tage, die ohne Höhepunkte vorbeigehen.

Andere sind mit großen Schritten die Erfolgsleiter nach oben geklettert und ich sitze immer noch hier unten am Küchentisch, ohne stolz auf eine große Karriere blicken zu können. Dabei habe ich den Zenit der Leistungsfähigkeit überschritten, ich bin auf dem absteigenden Ast. Wer bis zu seinem 30. Lebensjahr den Gipfel nicht erreicht hat, der wird ihn nie erreichen, sagen Motivationstrainer. Ich bin weit über dreißig! Ich habe das getan, was Gott mir vor die Füße gelegt hat und nicht meine Ellenbogen eingesetzt, um voranzukommen. Das war ein Fehler. Bitterkeit steigt in mir auf. Ich trinke einen Schluck Kaffee, aber auch der schmeckt bitter und stößt mir sauer auf. Ach ja, ich habe gestern die Kaffeemaschine mit Essig entkalkt und vergessen nachzuspülen.

„Du hast Pech gehabt?“ fragt mich mein kritisches Du, er sitzt mir am Küchentisch gegenüber.

„Nein, es liegt an mir selbst. Ich bin zu naiv und zu wenig durchsetzungsfähig!“

„Ist das schlecht?“

„Ja, das ist heute ein großer Nachteil. Wer sich nicht durchsetzt, verliert und gerät an den Schluß. Er muß sich dann mit dem begnügen, was andere übriglassen – und das ist heute sehr wenig.“

„Ja und, warum ist das so schlimm?“

„Ich habe mir mein Leben anders vorgestellt! Ich wollte etwas Bedeutendes schaffen, vielleicht sogar berühmt werden. Auf jeden Fall sollte mein Leben einen Sinn haben. Dann habe ich angefangen, Bücher zu schreiben. Gestern ist wieder ein Manuskript vom Verlag zurückgeschickt worden mit der lapidaren Mitteilung: Leider passt Ihr Werk nicht in unser Verlagsprogramm. Die haben es nicht einmal gelesen!“

„Schreibst du nun deine Bücher für die Verlage, oder schreibst du sie, weil es dir selbst ein Bedürfnis ist? Berühmt werden kann kein Ziel sein, das ist höchstens ein Nebenprodukt, wenn du deinen eigenen Weg konsequent und klar vorangehst und dir treu bleibst.“

„Ich schreibe Bücher, damit ich das Geld habe, um mir einen Computer zu kaufen, damit ich Bücher schreiben kann!“

Mein Gegenüber in seiner grauen Kutte grinst nicht einmal.

„So beißt sich die Katze in den Schwanz, und du lebst nur, um zu über-leben. Das ist wirklich zu wenig. Du mußt deinem Leben eine Richtung geben. Tue etwas, was den Alltag durchbricht, was nicht nur mit dem Erhalt deines Lebens zu tun hat.“

„Ja, ich habe das Gefühl, daß das Leben an mir vorbeigeht. Dabei möchte ich es festhalten.“

„Vielleicht ist dies dein Fehler: du kümmerst dich zu sehr um dein Leben. Oft erreichen wir genau das nicht, was wir so unbedingt erreichen wollen – weil es sich dann davonmacht, wenn wir so verkrampft danach greifen. Dein Wunsch, berühmt zu werden, verhindert es, daß du es wirst. Lebe einfach, ohne bedeutsam sein zu wollen, dann bist du es – zumindest für die Menschen, denen du heute begegnest.“

„Ja, so lebst du! Du nimmst jeden Tag, wie er kommt, du willst nichts Besonderes sein, du brauchst keine Karriereleiter mühsam emporzuklettern. Weil du nichts willst, brauchst du auch nicht neidvoll auf andere zu sehen und mußt nicht in den Konkurrenzkampf eintreten. Für dich gibt es dann auch keinen Mißerfolg, weil du nicht auf Erfolg aus bist. Dir geht es gut!“

„Da hast du recht! Ich bin frei von dem Druck, erfolgreich sein zu müssen. Es ist ja meine Berufung, unbedeutend zu sein und ein verborgenes Leben zu führen.“

„Und was ist meine Berufung?“

„Deine Berufung ist es bestimmt nicht, hier in der Küche zu sitzen, zu jammern und dein erfolgloses Leben zu bedauern. Du denkst, deine Berufung müßte etwas ganz Außergewöhnliches, etwas Besonderes sein? Aber Berufung heißt einfach, dem Ruf Gottes zu folgen. Und bei Gott gibt es keine Karriereleiter, keine Menschen, die etwas Besonderes, und andere, die unwichtig sind. Was du für Gott tust, ist wichtig und bedeutsam. Er sieht deine Arbeit und schätzt sie, bei ihm bist du berühmt!“

„Du denkst also, ich soll ganz normal meinen Alltag leben und das tun, was mir vor die Hände kommt?“

„Es gibt den sanften Weg – den führt uns Gott am Anfang unseres Glaubens und in Zeiten, wo es uns schlecht geht. Dann gibt es den flexiblen Weg – den hat Gott für uns so angelegt, daß Herausforderung und einfachere Wegstrecken sich optimal abwechseln. Das ist für uns der ideale Weg, er entspricht unserem normalen Leistungsstandard. Dann gibt es aber noch den harten Weg, hier geht Gott mit uns ganz bewußt auch schwere Strecken, um uns zu fördern und zu trainieren.“

„Die harten Wege sind dann ein Problem, wenn ich an meine Grenzen komme und nicht weiß, wie ich sie durchstehen soll.“

„Ja, dort liegt die Chance zur Bewährung. Wer durchhält und treu ist, der hat sein Ziel erreicht der ist bedeutsamer als jemand, der etwas tut, was andere als großartig und außerordentlich bezeichnen.“

„So redest und lebst du als einfacher Klosterbruder!“

„Das gilt für alle Menschen. Der Alltag mit seinen Schwierigkeiten ist das Betätigungsfeld, hier muß sich jeder bewähren; nicht die besonderen Highlights bestimmen ein Leben. Die dauerhafte Liebe *einer* Frau ist besser als die kurzfristigen Liebesschwüre von *vielen*.“

„Na na na, das sagst du?“

„Auf die Treue kommt es an, das ist das Außerordentliche. Ich kann es auch anders sagen: Da will jemand eine besondere Gotteserfahrung haben. Er sehnt sich danach, daß Gott zu ihm spricht oder daß er Gott begegnet und erlebt. Er bemüht sich und vollbringt gewaltige Leistungen, kasteit sich und nimmt alle Kraft zusammen, um Gott herauszufordern. Aber er schafft es nicht. Dann gibt er auf und resigniert geht er zum Bäcker, um Brötchen für ein ganz normales Frühstück zu kaufen. Und auf diesem Weg begegnet ihm Gott. Er hört seine Stimme, ganz leise, ganz normal und ganz einfach. Dadurch wird sein Leben bedeutsam.“

Ganz bescheiden gehe ich in meinen Alltag und bin bereit, das Einfache, das Normale zu tun. Ich will tun, was es zu tun gibt, und ich bin bereit, die Stimme Gottes zu hören, wenn er zu mir spricht. Und ich will sein, was ich durch ihn bin – nicht mehr und nicht weniger. Und dann am Abend dieses Tages höre ich die Stimme, die sagt: „Du guter und getreuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen.“

Herausforderungen annehmen

„Aber es gibt doch Menschen, denen alles leichtfällt. Sie strengen sich überhaupt nicht an und erreichen doch das, was sie wollen!“ Ich greife das Gespräch vom Tag vorher wieder auf.

„Wie verhängnisvoll!“ sagt mein weiser Bruder, „Erfolg ohne Anstrengung macht träge.“

„Aber das wollen doch alle, möglichst schnell ganz oben sein, ohne sich groß anzustrengen.“

„Und was ist, wenn sie dann oben sind? Können sie auf diesem Gipfel bleiben? Meistens nicht. Dann kommt ein Abstieg oder Absturz. Und wer einmal die Höhenluft genossen hat, der tut sich schwer mit der Luft im Tal. Er lebt dann vielleicht nur noch rückwärtsgewandt und trauert den früheren Erfolgen nach oder versucht einen neuen Aufstieg, der aber umso

schwerer wird, weil er das Klettern nicht gewöhnt ist. Und wer nicht bereit ist, sich auch mit weniger zufriedenzugeben, bleibt ein Leben lang unzufrieden.“

„Das stimmt“, pflichte ich meinem Gegenüber bei, „Erfolg ohne Arbeit führt zum Leichtsinne, man wird übermütig und rechnet ihn sich seiner eigenen Klugheit oder Schlaueit zu. Dabei macht man sich aber oft etwas vor. Wer seine Ziele ohne Einsatz erreicht, ist nicht stark geworden durch die Herausforderungen des Weges und deshalb dem Erfolg auch gar nicht gewachsen. Durch Anstrengung wird man stark, und wer nur auf der Welle des leichten Erfolgs surft, fällt auf die Nase, wenn eine andere Woge kommt und die bisherige sich ausläuft.“

Heute sind wir einmal einer Meinung – mein kluger Bruder und ich. Es tut gut, wenn wir uns in unseren Meinungen bestätigen können. Das baut auf! Trotzdem: es macht mich unruhig, dass unser Gespräch heute so einfach ohne Klippen und harte Konfrontationen verläuft.

„Es ist gefährlich für unsere Klostersgemeinschaft, wenn ein neuer Bruder nur deshalb zu uns kommt, weil er hier Ruhe sucht und einen Ort, wo er ohne Anstrengungen leben kann. Er lebt auf Kosten der anderen und er wird selbst dabei müde und träge. Zuletzt ist das Leben im Kloster für ihn sinnlos, weil es langweilig ist und ihm keine Herausforderung mehr bietet. Wir tun ihm nichts Gutes, wenn wir ihm alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumen. Wir werden sogar schuldig an diesem Bruder, wenn wir es ihm zu leicht machen.“

„Das betrifft ganz genauso unsere christlichen Gemeinden“, ergänze ich. „Viele Menschen suchen sich eine Gemeinde, in der sie sich wohlfühlen können, wo sie sich fallen lassen können, ohne etwas zu tun. Sie wollen aufgefangen und getragen werden. Das ist sicher eine Zeitlang richtig und gut – vor allem, wenn dieser Mensch erschöpft ist von dem gnadenlosen Getriebe dieser Welt –, aber auf Dauer wäre das tödlich für ihn. Er muß wieder auf die eigenen Beine kommen und sich mit den anderen um ein gutes Gelingen der Gemeinschaft bemühen. Oft wird das durch eine Verkündigung verhindert, die behauptet, durch den Glauben wird alles leicht, man schwebt nun wie ein ganz besonderer Engel über den Problemen des Alltags! Aber unser Leben – auch unsere christliche Existenz – ist nun einmal nicht konfliktfrei und ohne Schwierigkeiten!“

An dieser Stelle kann ich mich richtig aufregen: Diese satte, fromme Bequemlichkeit vieler Christen ärgert mich! Mein Bruder schaut mich sichtlich amüsiert an. Ich werde unsicher:

„Was ist los? Habe ich nicht recht?“

„Und was machst *du*?“ fragt mich der Grausame. Nun hat er mich doch in die Ecke gedrängt.

„Du tust genau das! Du sorgst dafür, daß alles harmonisch und gut läuft und niemand in Schwierigkeiten gerät. Zur Not nimmst du die Probleme auf deine Schultern. Und wenn es ganz schlimm wird, dann trägst du sie sogar, wie ein Hirte seine armen Lämmer.“ Spott liegt in seiner Stimme. Ich bin wütend: Jetzt waren wir gerade einer Meinung, und nun hält er mir das eigene Verhalten vor! Er sieht meinen Ärger und begütigend erklärt er mir:

„Machmal sieht es hart und grausam aus, wenn wir anderen Menschen helfen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich den Herausforderungen des Lebens zu stellen. Aber das ist notwendig für sie. Niemand kann auf Dauer die Verantwortung für das Leben eines andern übernehmen. Das würde ihn entmündigen, klein und schwach machen. Er wäre dann ein abhängiges Kind. Und gerade auch unseren Kindern müssen wir helfen, selbständig zu werden und den eigenen Weg zu gehen.“

Was weiß denn der Klosterbruder über die Kindererziehung? Nun könnte ich sarkastisch werden! Aber er läßt sich nicht beirren und fährt fort:

„Gestern früh haben wir darüber gesprochen: Wer nur sich sucht und darauf aus ist, daß es ihm gut geht, der wird letztlich nichts erreichen und immer unzufrieden bleiben. Nur wer von sich wegsieht und sich dafür einsetzt, dass es anderen gut geht, wird selber Erfüllung finden. Wenn du Gutes tust, weil du das zu deiner eigenen Selbstbestätigung brauchst, wirst du letztlich nichts weiter erreichen, als Menschen abhängig zu machen. Du hilfst ihnen dann nicht wirklich. Du dienst nur dir selbst! Nur, wer die Herausforderung annimmt, die in jeder

Begegnung liegt und sich ihr stellt und bereit ist, so zu kämpfen, daß es auch eine Niederlage geben kann, der hat ein sinnvolles Leben!“

Ich packe meine Sachen zusammen, der Tag liegt vor mir. „Mit welchen Herausforderungen werde ich heute sonst noch konfrontiert?“ frage ich mich ungeduldig. Jedenfalls nehme ich mir vor, ihnen nicht auszuweichen. Ich will auch die Aufgaben annehmen, die sich mir in den Menschen stellen, die mir begegnen. Ich will nicht den einfachen und leichten Weg gehen, sondern auch Schwierigkeiten anpacken – und wo es sein muß auch Schwierigkeiten machen. Sie dienen mir, stärker zu werden, und in ihnen verbirgt sich der tiefere Wert meines Lebens. Ich will nicht oberflächlich durch den Tag gehen und nicht danach trachten, Bestätigung und Anerkennung zu bekommen.

Nützlichkeit

„Aber es kann doch sein, daß jemand trotz großer Anstrengung und allem Einsatz, den er bringt, nicht zum Erfolg kommt“, denke ich am nächsten Morgen. Heute schmeckt mir mein Kaffee, und ich habe das Küchenfenster geöffnet, denn draußen zwitschern die Vögel. Ich freue mich auf diesen Tag mit all seinen Herausforderungen und Aufgaben. Es ist schön, an jedem Morgen neu anfangen zu können.

„Da bemüht sich jemand um den Aufbau einer Gemeinschaft und erreicht es doch nicht, weil jeder etwas anderes will. Da arbeitet eine Mutter daran, ihren Sohn zu einem verantwortungsvollen Bürger zu erziehen, aber sie verzweifelt fast, weil sie denkt, ihre Mühe sei erfolglos. Und da setzt sich jemand für den Frieden ein und erlebt doch nur, daß der Streit immer stärker eskaliert. Wieso?“

Gut, daß ich mein Gegenüber habe, dem ich diese Fragen stellen kann! Mein kluger Bruder ist mein „Du“, dem ich ins Gesicht sehe und der mir Antworten in den Mund legt.

„Du brauchst Geduld! Vieles braucht ein lange Zeit und viel Kleinarbeit.“

Ich nicke und seufze, das kenne ich.

„Und wer bestimmt, wann ich erfolgreich am Ziel angelangt bin? Vielleicht ist das ständige Bemühen bereits der Erfolg, sich nicht loszulassen und miteinander auf dem Weg zu bleiben? Vielleicht ist in vielen Fällen das Ziel gar nicht so wichtig, sondern der gemeinsame Weg dorthin.“

Ich denke spontan an viele Bergwanderungen: der gemeinsame Aufstieg, die Anstrengungen, die miteinander durchstanden wurden, und die Erlebnisse, die zusammenschweißten. Auf dem Gipfel waren wir oft nur sehr kurz. Wir schauten uns an, gaben einander die Hand und freuten uns, daß wir es geschafft hatten. Dann kam der Abstieg. Und noch viel wichtiger war, sich immer wieder die Erlebnisse zu erzählen und dabei den Weg in der Erinnerung noch einmal zu gehen. Der gemeinsame Weg war das Wichtige, nicht das Erreichen des Zieles!

Mein Gegenüber schaut mich an. Ich bin in Gedanken: Mein ganzes Leben ist von Nützlichkeitsabwägungen geprägt. Alles muß bedeutungsvoll und erfolgreich sein. Ich frage nach Zielen und überlege, wie ich sie erreiche. Ich grübele, plane, hinterfrage – und erreiche dann erst nichts. Oder ich bin unzufrieden, weil ich weit hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben bin. Ich seufze tief.

„Der Erfolg liegt oft an einer ganz anderen Stelle, als wir vermuten“, sagt der Bruder unbekümmert.

Er will mir offensichtlich helfen, einen anderen Blickwinkel zu bekommen. Bin ich für ihn zu sehr festgelegt auf meine eigene Vorstellung von dem, was Erfolg bedeutet?

„Paulus verbrachte lange Jahre im Gefängnis. Dort konnte er nicht mehr als Apostel wirken. Aber er konnte einige seiner wichtigsten Briefe schreiben. Der Jünger Johannes wurde in die Verbannung auf die Insel Patmos geschickt, nun war er fernab von seiner Gemeinde, die ihn als Leiter brauchte, aber hier sah er den Himmel offen und empfing die Offenbarungen. Bei beiden könnte man sagen, sie seien gescheitert, denn sie sind nicht mit dem, was sie wollten,

zum Ziel gekommen – und trotzdem waren sie genau an dieser Stelle am wirkungsvollsten, und Gott konnte sie in ihrem Scheitern mächtig gebrauchen. Die erste christliche Gemeinde in Jerusalem war eine ideale und wunderbare Gemeinde, dann wurde sie durch eine Verfolgung aufgegeben und hierin fand sie ihre Bestimmung, denn dadurch entstanden an vielen Orten neue Gemeinden; der Same, der zerstreut wurde, ging auf.

Oder denke an die Märtyrer, die oft sehr jung starben. War ihr Leben erfolglos und unsinnig? Nein! Gerade darin, daß sie ihr Leben opferten, erreichten sie ihr Lebensziel. Ihr Leben war erfüllt trotz ihres frühen Todes. Wer will von uns sagen, wodurch ein Leben sinnvoll und effektiv ist?“

Ja, ich kann sie vor mir sehen, die vielen Menschen, die ihr Leben opferten und von denen andere sagten, daß sie es vergeudet hätten. Aber in Wirklichkeit hatten sie ein erfülltes Leben, weil es von Gottes Absicht erfüllt wurde und sie nach den Plänen Gottes lebten.

Ich blicke zu meinem Gesprächspartner hinüber in seiner grauen Kutte: Auch dort in diesen Gemeinschaften verbrachten viele Menschen ein verborgenes Leben im Gebet, unnütz vor der Welt, aber in den Augen Gottes wertvoll und kostbar. Gott hat eine andere Sicht von dem, was ein nützliches Leben ist. Bei ihm zählt nicht der erfolgreiche Aktionismus, bei ihm zählt die Hingabe.

„Wer erfolgreich ist vor der Welt und vielleicht sogar zur Berühmtheit gelangt, der steht unter Erfolgsdruck, der steht stärker in der Gefahr zu scheitern. Ein berühmter Schriftsteller hat kaum noch die Ruhe, die er braucht, um weiter zu schreiben. Anfangs schrieb er seine Bücher, weil es ihm ein Bedürfnis war, nun muß er schreiben, um im Fokus des öffentlichen Interesses zu bleiben.“

Mein Gegenüber spürt, wie sehr mich die Frage nach einem auch nach außen hin sichtbar erfolgreichen Leben noch beschäftigt. Deshalb kommt er wieder auf diesen Punkt zurück.

„Ein Buch ist wie ein Gebäude: Zunächst entwirft der Architekt nach seinen Vorstellungen die Pläne dafür, dann werden sie ausgefeilt und umgesetzt. In einem feierlichen Akt wird das Haus seiner Bestimmung übergeben. Das ist der Höhepunkt der Arbeit des Architekten.

Öffentlich wird der Schlüssel übergeben, und der Architekt wird für seine Ideen gefeiert und gelobt. Dann ziehen die Menschen ein und vergessen den, der das Haus entworfen hat. Man lebt darin und macht sich die Räume zu eigen, der Erbauer ist nicht mehr wichtig. Sein Erfolg liegt nicht darin, gefeiert zu werden, sondern daß sich die Menschen in dem, was er erschaffen hat, wohl fühlen und darin ihr eigenes Leben entfalten können.

So ist es auch bei einem Buch: Wenn die Menschen sich seine Worte zu eigenen machen und mit ihnen leben, dann können sie den Autor getrost vergessen, er ist erfolgreich, weil sein Werk erfolgreich ist.“

An diesem Tag geht mir die Frage nach: Was ist effektiv? Bin ich in dem, was ich tue, nützlich? Und ich merke: Effektivität bedeutet im menschlichen Sinn Nutzen – ein Nutzen, der sich messen läßt in materieller Entlohnung, die mir sagt, wie bedeutsam ich bin. Das Ziel ist normalerweise, mit möglichst wenig Aufwand viel zu erreichen.

Gleichzeitig wird mir klar, für Gott ist aber etwas ganz anderes effektiv. Effektivität im Sinne der Ewigkeit bedeutet: Zeit haben, Lachen, Unnützes tun, Hingabe und Gehorsam.

Hier ist der Aufwand wichtiger als das, was ich erreichen kann.

Zum Beispiel ein mutmachendes Lob ohne jegliche Absicht, eine Blume, die unerwartet erfreut, ein Gespräch, in dem das Interesse am anderen im Vordergrund steht, ein Geschenk, das Freude bereitet, ohne den Adressaten zu beschämen. Alles nur so, um des anderen willen, um der Freude willen, um der Liebe willen – ohne Absicht und Ziel.

Am Abend nehme ich an einer wichtigen Sitzung teil. Es geht um hochbrisante Tagesordnungspunkte. Aber in mir singt es und innerlich tanze ich die wildesten Tänze. Heute kann mich die schwierigste Besprechung nicht in ihren Bann ziehen!

Ziele und Visionen

Ausgeruht und frisch brühe ich meinen Kaffee auf. Im Filter ist noch der Kaffeesatz von gestern. Ich werfe ihn fort und fülle neues Kaffeepulver in die Filtertüte. Leise gluckert kurz darauf die Kaffeemaschine, und der belebende Duft erfüllt die Küche.

Ich setze mich an den Küchentisch.

„Wer sich gegen den Strich bürstet, muß sich nicht wundern, wenn er ungekämmt aussieht“, empfängt mich lachend mein zweites Ich.

„Sehe ich wild aus?“ frage ich. Tatsächlich, heute morgen war ich etwas nachlässig mit meiner Toilette.

„Meinst du damit etwas Besonderes, hat deine Aussage eine tiefere Bedeutung?“ Ich bin mißtrauisch. Bei solch einem Bruder muß man vorsichtig sein!

„Ja, natürlich!“ Das habe ich doch fast vermutet. Ich schaue ihn fragend an.

„Es genügt nicht nur, sich zu kämmen, sondern man muß es auch so tun, daß es Erfolg hat.

Ich meine: Es genügt nicht, irgendetwas zu tun, man muß es auch richtig tun.“

Ich greife den Ball auf und gebe ihn zurück.

„Aber woher weiß ich, ob ich das Richtige auch richtig tue?“

Ich bin heute morgen richtig in der Stimmung zu streiten und mich mit meinem Gegenüber auseinanderzusetzen. Aber mein Bruder schweigt. Er fordert mich dazu heraus, mir selbst zu antworten.

„Gut, dann sage ich es dir: Ich überlege mir, was ich tun will, und formuliere daraus meine Ziele. Was ich will, entnehme ich den Visionen, die mich in meinem Innersten bewegen.“

„Was ist eine Vision?“ fragt mich mein Gesprächspartner, als wäre er mein Schüler und ich der Lehrer.

„Visionen sind die großen Fernziele, sind die Vorstellungen, die meinem Leben einen Zusammenhang geben. Eine Vision ist wie ein großes Bild, in dem ich jede Szene, die ich erlebe, wiederfinde und die alles zu einem Ganzen zusammensetzt.“

„Mh,“, mein Gegenüber schweigt, aber ich merke, er ist mit meiner Erklärung nicht recht zufrieden. Dann spricht er:

„Ich überlege mir, was das für mich heißt.“ Er macht eine Pause.

„Was ist die Vision meines Lebens? Mehrmals täglich gehe ich mit den anderen Brüdern meiner Gemeinschaft in unseren Kirchenraum zum Gebet. Dort finden wir uns ein in einem Raum, den ein anderer gebaut hat. Es sind nicht unsere Vorstellungen, die wir erfüllen, sondern wir tun das, was andere schon viele Jahrhunderte vor uns getan haben. Wir sind also Teil eines Bildes, das andere gemalt haben. Wir leben nicht unsere eigene Vision, wir haben die eigene Vorstellung unseres Lebens aufgegeben, ganz bewußt haben wir darauf verzichtet.“ Klingt das wehmütig und traurig?

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Planen, Ziele entwickeln und verfolgen, Visionen finden und diesen Leitbildern nachgehen – das gehört einfach zu meinem Leben dazu. Ich kann nicht darauf verzichten, sonst würde ich ja planlos und ziellos durch meine Tage gehen, und es wäre egal, was ich mache und was ich lasse.

Mein Bruder ist doch ganz anders, er lebt ein Leben, das so verschieden ist von meinem. Aber es tut gut, hinterfragt zu werden. Er schaut mich prüfend an.

„Ist es nicht das Problem, dass du dir deine eigene Vision machst? Du entwickelst deinen eigenen Lebensentwurf, dem du folgst.“ Leise fügt er hinzu: „Und dadurch bist du auch dessen Knecht, du mußt dich einfügen in das, was du für dich selber konstruiert hast.“

Nun sieht mein Bruder wirklich traurig aus.

„Und jeder macht das für sich, jeder schafft sich seine eigenen Ziele, seine eigene Lebensperspektive und deshalb lebt jeder auch für sich. Jeder ist genötigt, seine Ziele zu erreichen, deshalb ist jeder auch in Hektik. Dabei schaut jeder nur auf sich und strebt danach, das Eigene zu erreichen.“ Er schüttelt den Kopf. „Das ist nicht gut! Nur auf sich gestellt

erreicht niemand das eigene Ziel. Wenn jeder ganz individualistisch nur seinen Weg geht, bleiben die meisten auf der Strecke.“

„Und, wie soll es anders gehen?“ frage ich aggressiv, aber auch interessiert. Ich habe immer wieder selbst gedacht, daß ich doch oft mein eigener Antreiber bin, weil ich die Ziele erreichen möchte, die ich mir gesetzt habe.

„Wir müssen mehr die Gesamtziele sehen, die für uns alle gelten, nicht nur die kleinen Ziele jedes Einzelnen. Der Einzelne ist nur dann erfolgreich, wenn alle erfolgreich sind. Wir müssen deshalb herausfinden, welche Vision Gott für uns gemeinsam hat. Nur die ganz große Bedeutung, die für uns alle miteinander gilt – und die uns deshalb auch zusammenschweißt –, trägt uns auch über Krisen hinweg. Unser eigenes Wollen ist schnell am Ende, wenn es schwierig wird.“

„Ja, das gebe ich zu. Oft nehme ich mir zu viel vor, meine Ziele sind zu weit gesteckt und ich schaffe es nicht, sie zu erreichen, dann bin ich frustriert und müde und stelle alles in Frage. Eine Vision wird schnell zur Utopie, und ich lüge mir selbst etwas vor. Ich werde zwar angespornt und motiviert, aber ich merke bald: Dieses Idealbild gaukelt mir etwas vor, was ich nie erreichen werde.“

„Ständig mit einer Erwartung zu leben, die sich nicht erfüllt, ist unsinnig, denn ich lebe dann in einer Scheinwelt und verliere den Bezug zur Wirklichkeit“, bestätigt der Bruder. Er weiß, wovon er redet, gab es doch im Lauf der Geschichte immer wieder mönchische Gemeinschaften, die sich in eigene Ideen verrannt hatten und dadurch den Boden der Wirklichkeit verloren.

„Auch Visionen, die sich erfüllen, können gefährlich sein, weil ich dann denke, dass ich am Ziel aller Wünsche angelangt bin“, sage ich nach einer gedankenverlorenen Pause. „Was mache ich, wenn ich sie erreicht habe? Alte Träume und Visionen sind wie Schnee von gestern oder wie der Matsch vom Kaffeepulver des Vortags.“ Ich denke an meine Kaffeemaschine. „Sie sind verbraucht und haben keine Kraft mehr. Ich muß sie verwerfen und nach etwas Neuem suchen.“

„Gott liefert uns manchmal tatsächlich unseren Träumen aus und er läßt zu, daß sich unsere hochfliegenden Visionen verwirklichen. Aber das ist nicht immer zu unserem Vorteil.“ Das sagt natürlich der Klosterbruder, der in seinem eigenen Wollen gestutzt und zurückgehalten wird.

„Aber Gott will unsere Pläne entlarven, in dem sie in Erfüllung gehen. Er will offenlegen, was an egoistischen und eigenwilligen Motiven hinter ihnen steckt.“ Er macht eine Pause, als überlege er sich ein Beispiel für diese Aussage.

„Es ist wie beim Turmbau zu Babel. Gott verhinderte zunächst nicht, daß die Menschen ihre Pläne umsetzten und sie sich an die Verwirklichung ihrer großen Vision machten. Aber dann griff er ein. Eine Kleinigkeit brachte alles zum Einsturz. Hier war es der Stolz und die Überheblichkeit der Menschen, so groß wie Gott sein zu wollen. In anderen Fällen ist es etwas anderes.“

„Zum Beispiel der Ehebruch eines Leiters“, ergänze ich. Dieses Beispiel kam mir gerade in den Sinn: Da hatte ein Pastor eine große Idee vom Aufbau seiner Gemeinde und legte sich mächtig ins Zeug. Es gelang ihm, seine Gemeinde total umzukrempeln, und er machte aus einer normalen eine beeindruckende Vorzeigegemeinde. Dann ließ er sich mit einer anderen Frau ein, und damit zerbrach sein stolzes Werk.

„Aber aus den Trümmern unserer Träume baut Gott seine Türme“, sagt mein frommer Bruder nach einer kurzen Pause. „Es sind andere Türme als unsere, sie wachsen nicht in die Höhe, sondern gehen in die Tiefe.“

Wieder stockt unser Gespräch, wir denken beide nach: Was ist zu tun?

„Ich kann Gott bitten, daß er mir die Bauteile für mein Bauwerk gibt und daß er mir eine Vorstellung schenkt von dem, wie seine Pläne aussehen, damit ich seine Türme baue“ sage ich vorsichtig.

„Wo ist der Vater, der seinem Kind, das unbedingt einen Giftpilz haben möchte, weil er so verführerisch hübsch aussieht und herrlich lockend duftet, den Wunsch nicht ausschlägt und ihm stattdessen einen nahrhaften Müsliriegel gibt?“ Ich lache, da hat mein Gesprächspartner wieder den Nagel auf den Kopf getroffen!

„Aber heute sind viele Väter genauso, sie geben ihren Kindern das lockende Gift, weil die Kinder keine Ruhe geben und die Väter schwach und nachgiebig sind. Wenn sie nur lang genug bitten und betteln, bekommen sie was sie wollen: Computerspiel, Zeitschriften und falsche Nahrung – auch wenn es ihnen nicht gut tut und sie sich damit zerstören!“

„Nein, Gott gibt anders“, stimmt mir mein Gegenüber zu. „Er beteiligt uns an seinen Plänen, entwickelt sie mit uns und schützt uns vor ihnen.“

Wenn es stimmt, daß Visionen zunächst nichts weiter sind als Impulse, die aufgenommen, rezipiert und zu etwas Eigenem werden müssen, damit sie ihre kreative und fördernde Kraft gewinnen, dann gibt Gott uns diese Impulse. Er sorgt dafür, dass sie für uns verdaulich sind und sie zu uns passen, dass wir sie in unsere Hände nehmen und umsetzen können, damit sein Reich gebaut wird, seine große Vision erfüllt wird. Denn wenn er diesen Leit-Impuls jedem Menschen gibt, dann passt das alles zu einem großen Bild zusammen. Es ist dann wie bei einem Puzzlespiel, jeder trägt ein Teil des einen Bildes in sich und sorgt dafür, indem er seinen Mosaikstein einfügt, dass es etwas Großes, Gemeinsames wird.“

„Wir brauchen doch diese Visionen und Leitbilder, sonst haben wir keine Orientierung für unser Leben“, wage ich noch einen Einwand. „Es ist doch nur zu verständlich, dass jeder sich sein Bild entwirft – wie kann dann das alles zusammengehören?“

„Nimm Jesus als dieses Leitbild. Er gibt dir Orientierung. Er ist die Vision Gottes für den neuen Menschen. Von ihm kannst du lernen, dein Leben zu führen, ihm kannst du nachfolgen und durch ihn kommst du zum Ziel. Etwas anderes braucht es nicht! Wenn jeder seine Lebensperspektive aus ihm gewinnt, dann paßt letztlich alles zusammen, wird zu einem Ganzen.“

An diesem Morgen nehme ich mir vor:

Ich kämpfe nicht für mich selbst, sondern für die gute Sache Gottes!

Statt große Pläne zu machen, überlege ich mir, wem ich dienen kann.

Herauszufinden, wie das geht, ist eine zu große Aufgabe für diesen einen Tag, es ist der Auftrag für ein ganzes Leben. Und ich merke dabei: Es geht nicht um meine Pläne, um meine Ziele und um meine Visionen – sondern um den Auftrag Gottes für alle seine Diener. Und wie dieser Auftrag aussieht, das erkenne ich, wenn ich Jesus anschau und seinem Beispiel folge.

Traum 4

Ich bin im Kloster und habe alles aufgegeben, meinen ganzen Besitz, meine Pläne, meine eigenen Bedürfnisse. Einsam sitze ich in meiner Zelle und bete.

Auf einmal steht der Versucher neben mir und sagt: „Du hast auf alles verzichtet um Gottes willen, ich gebe dir dafür Versorgung und Sicherheit. Du wirst nie wieder Mangel leiden.“

Ich höre nicht auf ihn und bleibe eisern bei meinen Gebeten.

„Gut! Du bekommst noch mehr: Du sollst Einfluß haben auf viele Menschen, du sollst berühmt werden, alle sollen dir zu Füßen liegen.“

Mit viel Energie versperre ich meine Ohren und konzentriere mich auf meine Bibellektüre.

„Mehr noch: Ich schenke dir Geborgenheit, alle Zweifel sind wie weggeblasen, du wirst eintauchen in tiefes Vergessen und ewige Jugend haben.“

Nein! Ich bleibe fest. Ich versage mir alles. Ich bin ein Überwinder! Ich bin ein frommer Mensch, der nur Gott gehorsam ist. Ich bin ein geistlicher Held, ein „lonly rider“ des Reiches Gottes, unüberwindlich und stark!

Der Teufel lacht: „Dann habe ich dich doch erwischt! Es ist dein geistlicher Stolz, der dich zu Fall bringt!“

*Da höre ich die Stimme Gottes: „Was willst du dann, wenn du das alles ausschlägst?“
„Ich will dich, Herr! Ich brauche dich – und die Gemeinschaft der Schwestern und Brüder.“*

Reif werden

Geknickt und deprimiert komme ich zum Frühstückstisch. Jetzt hatte ich mir vorgenommen, mich zu ändern und ein anderes Leben zu führen, und es ist mir nicht gelungen. Ich fühle mich wie geprügelt. Ich bin ein Versager. Nicht einmal meinen einfachen guten Vorsätzen kann ich treu sein. Wie sollte ich dann Gott nachfolgen können?

„Du hast dir zu viel vorgenommen“, sagt der Bruder. „Du hast dich überfordert. Nicht Gott hat es verlangt, du hast es dir selber aufgetragen.“

„Ja, ja, jetzt bist auch noch du gegen mich!“

„Du bist der einzige, der gegen dich selbst ist.“

Ich sage nichts. Was soll ich auch sagen, wenn jedes Wort gegen mich verwendet wird?

„Habe doch Geduld mit dir! Damit etwas reift, braucht es Zeit. Du mußt nicht fertig sein.“

„Das bin ich auch nicht und das werde ich wohl nie sein!“ bricht es aus mir heraus.

„Nicht das, was du erreichst, zählt bei Gott, sondern das, was du dir vorgenommen hast. Das Wollen zählt mehr als das Vollbringen. So hat es unser alter Novizenmeister gelehrt, wenn wir wieder am Boden zerstört waren ob unserer Unfähigkeit, gute Brüder zu werden.“

„Aber jetzt bist du es!“

Er schweigt und schüttelt nur den Kopf.

„Ich bin noch nicht am Ziel, ich bin auch noch nicht fertig“, sagt er leise.

„Wir sind miteinander auf dem Weg.“

Das macht Mut. Ich bin nicht allein mit meinem Bemühen und Versagen.

„Wenn ein neuer Bruder zu uns kommt, dann ist er zunächst voller Eifer. Er hat genaue Vorstellungen, wie sein Weg verlaufen soll. Er ist streng mit sich und geht härter mit sich um als seine Lehrmeister. Dann spürt er, daß es ihm nicht gelingt. Er bekommt sich nicht in den Griff. Er sieht nicht, wie er sich verändert, weil es ihm zu langsam geht.

Dann schiebt er alles auf die Umstände. Er hätte in ein anderes Kloster eintreten sollen, eine andere Umgebung hätte ihn mehr gefördert, andere Brüder und andere Lehrmeister wären hilfreicher gewesen. Er hadert mit seinem Schicksal, das ihn hierhergeführt hat.“

Ich nicke verstehend, ich schiebe es auch auf die Umstände, wenn mir etwas nicht gelingt.

„Unser Novizenmeister pflegte zu sagen: Auch mit einem schlechten Stift kann man einen guten Aufsatz schreiben. Er meinte damit, daß es nicht auf die Umstände ankommt, sondern auf den Inhalt. Wir müssen uns in unserem Innersten verändern.“

Ja, klar, nur die Veränderung, die sich von innen nach außen vollzieht, hat Bestand. Wenn ich mich selbst nicht verändere, nützen alle äußeren Umwandlungen nichts, dann können die Strukturen eine neue Form finden, der Inhalt bleibt derselbe.

„Nun fängt der Neue an, den Brüdern Vorwürfe zu machen und sieht die Fehler in der Gemeinschaft. Hier muß sich einiges verbessern! Aber dahinter steckt, daß er nun von den anderen erwartet, es möge ihm gut gehen. Sie sind für sein Wohlbefinden verantwortlich.“

Wieder nicke ich, denn ich kenne dies bei mir und erlebe das in vielen Gemeinden: Die Verantwortung für das eigene Leben wird an andere delegiert. Sie müssen sich um mich kümmern. Und wenn nichts aus mir wird, ich versage oder mich nicht richtig entwickle, sind sie schuld.

„Erst, wenn der neue Bruder seine Forderungen und Vorwürfe, so berechtigt sie auch sein mögen, aus der Hand legt und vor sich, vor der Gemeinschaft und Gott kapituliert, ist der eigentliche Neuanfang erreicht, dann kann es losgehen.“

„Bedeutet das: sich aufgeben, nachgeben, zerbrochen werden? Ist es nicht viel zu passiv, man läßt etwas mit sich geschehen, anstatt die Dinge selber in die Hand zu nehmen und zu agieren?“ Ich bin skeptisch.

„Nein, jetzt ist nur der kurze Moment der Wende. Ab diesem Punkt nimmt der Bruder seine Verantwortung in die eigene Hand und setzt sie ein: Er entscheidet sich für die Gemeinschaft und gegen die Umstände. Er sagt sein Ja zu dem, wie es ist, er willigt in alles ein, was mit ihm geschehen soll. Das ist ein sehr aktiver Vorgang!

Du hast recht. Die Gefahr besteht, in diesem Augenblick zu resignieren und alles aufzugeben. Entweder er verläßt die Gemeinschaft wieder oder er löst sich innerlich auf und ist dann nur noch eine äußere Hülle.“

„Oder er packt es“, ergänze ich.

„Richtig! Das ist das beste und der Wunsch der ganzen Gemeinschaft, dafür betet sie, dazu stellt sie sich um ihn herum. Aber diesen Schritt kann er nur alleine tun.

Agieren baut auf, die Dinge in die Hand zu nehmen macht selbstbewußt, seine Fähigkeiten einzusetzen gibt Stärke und aus seinen Fehlern zu lernen bringt Wachstum. Das gilt nicht nur für uns Klosterbrüder.“

„Im Gegensatz dazu: sich aufgeben und nur zu reagieren, Verantwortung abzugeben und zu warten, bis sich die Umstände ändern, ermüdet und entmündigt, denn es ist ein passives Verhalten, das lähmt und letztlich in die Lethargie führt, stimmt’s?“

Ich kenne dieses Verhalten aus eigener Erfahrung.

„Ja. – aber lebst du das auch? Du bist nicht der Verwalter deines Lebens, sondern der Gestalter, das ist ein Unterschied. Gott hat dir Verantwortung für dein Leben gegeben, die kann dir niemand nehmen und die kannst du bis zum letzten Atemzug nicht aus der Hand geben. Wenn du dann nach deinem Tod vor Gott stehst, dann wirst du zur Rechenschaft gezogen über dein Leben, das ein Geschenk Gottes ist. Er fragt dich, was du damit gemacht hast. Da kannst du dich nicht herausreden und die Schuld auf die Umstände oder andere Menschen schieben.“

Ich nicke vorsichtig und beschämt. Handle ich nicht oft genauso? Aber auf was lasse ich mich ein, wenn ich mein Leben selbst in meine Hand nehme? Dann bin ich ja auch verantwortlich für meine Fehler...

„Die Ruhe vor dem Sturm ist eine aktive Ruhe, denn hier sammeln sich die Kräfte und konzentrieren sich. Erst die Ruhe nach dem Sturm ist von Erschöpfung geprägt. Wage es und stelle dich den Stürmen deines Lebens!“ fordert mich mein Gesprächspartner auf.

An diesem Morgen ist mir klar, es kommt nicht auf meine guten Vorsätze an, sondern auf eine grundsätzliche Entscheidung. Ich entscheide mich für mein Leben, für meine Verantwortung. Ich nehme mein Leben selbst in meine Hand. So hat es Gott gewollt, denn er hat mir mein Leben geschenkt, es gehört mir. Ich kann prüfen, annehmen und verwerfen. Ich bin beteiligt, Hingabe an Gott ist ein aktiver Vorgang und nicht ein zögerndes, resignierendes Sich-Aufgeben.

Und ich mache mir auch klar, es gehören zu diesem Leben Phasen, in denen ich nicht stark bin, nicht alle Wünsche und Erwartungen gehen in Erfüllung, und ich muß auch mit unerhörten Gebeten leben. Zum Reif-Werden gehört Durchhalten, Zeiten aushalten, in denen ich nichts von Gott höre und zweifle.

„Trotzdem bleibe ich fest an dir, Herr“, sage ich zu Gott und zu mir. Und das gilt! Es ist eine Entscheidung und ein Versprechen.

Dem Leben begegnen

Traum 5

Ich stoße auf ein großes Gelände, das von einem hohen Drahtzaun umgeben ist. Große rote Verbotstafeln verbieten das unerlaubte Betreten. Aber ich bin neugierig und will sehen, was sich hinter der Umzäunung verbirgt. Ich schleiche der Absperrung entlang und finde tatsächlich ein Loch. Ich krieche hindurch.

Auf dem Grundstück herrscht eine eigenartig dumpfe und leblose Atmosphäre, die stickige Luft nimmt mir fast den Atem. Vorsichtig bewege ich mich vorwärts. Dann komme ich an den Rand eines großen Platzes. Ich verberge mich hinter einem Gebüsch. Denn mitten auf dem Platz stehen viele Menschen. Sie schauen alle in eine Richtung. Ihr Interesse richtet sich auf einen großen Altar, der auf einer kleinen Tribüne errichtet ist. Fasziniert und gebannt beobachten die Menschen das Geschehen, das sich dort abspielt. Auf dem Altar liegt ein nackter Mensch. Eine Frau mit einem langen schwarzen Gewand beugt sich über ihn. Blitzartig durchfährt mich der Gedanke, ich bin in eine heidnische Opferzeremonie geraten. Hier auf dem Altar des Todes wird das Leben geopfert!

Die Priesterin hebt ein Messer empor. Ich will schreien. Aber der Schrei bleibt mir im Hals stecken, denn mir wird klar, daß ich ja unberechtigt auf dieses Gelände eingedrungen bin. Ich darf doch gar nicht hier sein. Wenn ich jetzt schreie, bin ich als Eindringling entlarvt. Mir sind die Hände gebunden! Ich kann nichts tun! Ich bin zum Schweigen verdammt!

Heilung

Fiebernd betrete ich mein Küche. Mir ist es heiß und kalt gleichzeitig, auch der dicke Pullover nützt nichts. Schweiß steht auf meiner Stirn, und trotzdem ist mir kalt. Heute verschmähe ich sogar den Kaffee und mache mir lieber einen Pfefferminztee.

„Geht es dir nicht gut?“ Mein zweites Ich sieht auf einen Blick, wie es um mich steht. Ich winke ab. Was soll ich auch sagen?

Es ist, als ob der Tod nach mir gegriffen hätte. Es liegt nicht so sehr an den körperlichen Schmerzen, es ist die innere Mattigkeit, die mich verstört. Das Leben scheint aus mir zu entweichen wie die Luft aus einem Ballon, zurück bleibt eine schrumpelige Hülle.

„Das Leben ist ständig bedroht vom Tod“, sagt mein weiser Bruder. „Dadurch wird es kostbar.“

Mir ist nicht nach philosophischen Abhandlungen zumute. Ich will, daß es mir besser geht, ich will so schnell wie möglich gesund werden.

„Suche nicht nach Heilung, sondern nach dem Leben“, orakelt mein Gegenüber weiter.

Ich schaue ihn fassungslos an, solche Ratschläge kann ich gerade nicht brauchen. Aber er läßt nicht locker:

„Gesund werden ist der Weg, aber das Leben ist das Ziel. Viele Menschen verwechseln das, wenn sie sagen: Die Gesundheit sei das wichtigste. Nein, das Leben ist wichtiger. Das ist ein Unterschied. Wer gesund werden möchte, muß sich nach dem Leben ausstrecken.“

„Und was ist das Leben?“ frage ich müde.

„Das Leben ist die Kraft, die von Gott kommt. Er ist das Leben. Wenn du das Leben suchst, dann suchst du nach Gott. Niemand hat sich das Leben selber erarbeitet, es ist ein Geschenk Gottes. Deshalb: Wenn etwas mit diesem Geschenk nicht in Ordnung ist, bist du an den Geber verwiesen.“

„Ja, ich weiß, wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren!“ ergänze ich lustlos. Jetzt hat mich der Bruder doch in ein Gespräch verwickelt.

„Und wer sein Leben verliert, der wird es bekommen. Das bedeutet doch, das Leben kann nur gelebt werden, es ist nicht möglich, es zu konservieren und zu erhalten. Wer sein Leben nicht lebt, der hat es verloren. Wenn du dich nur um deine Krankheit kümmerst, gehst du am Leben vorbei.“

„Und da ist es besser, sein Leben für Gott einzusetzen, als es zu vergeuden“, sage ich, nur damit etwas gesagt ist. Aber mein Gesprächspartner geht nicht darauf ein, ihm kommt es auf etwas anderes an:

„Der Tod ist der Ernstfall des Lebens. Hier ist das Leben an seinem Höhepunkt angelangt. Nun wird es ganz und gar, ein für alle Mal eingesetzt. Vorher war ‚alles verlieren‘ nur die Übung. Nun zeigt es sich, ob man gelernt hat, sein Leben loszulassen.“

Nein, diese Gedanken sind mir heute morgen zu düster, das halte ich nicht aus. Ich will aufstehen, aber mein Freund hält mich zurück.

„In die Hand Gottes hinein loszulassen, verstehst du? Wenn es dir heute nicht gut geht und du dich wie tot fühlst, dann wende dich an Gott, der das Leben ist, gib dein Leben in seine Hand und nimm von ihm das neue Leben, die neue Kraft! So lebst du, auch wenn du stirbst.“

Das ist starker Tobak – und das heute! Mich fröstelt, und ich sehe ihn fragend an:

„Ja und, wie geht das?“

„Viele Menschen spielen sich nur als Christen auf und tun so, als ob sie glauben würden. Dann kommt ihr Glaube in die Bewährungsprobe. Jetzt wird geprüft, was echt ist, ob ihr Glaube etwas Selbstgestricktes ist oder ob er sich mit Gott verbindet. Wenn dein Leben in Gefahr und bedrängt ist, wird sichtbar, wo deine Lebenskraft herkommt: von dir selbst – und dann ist sie irgendwann am Ende – oder von Gott. In dieser Situation bewährt sich der Glaube.“

Ich fühle mich gemaßregelt. Denkt mein Gegenüber, ich hätte nicht genug Glauben, ich sei ein ‚Schein-Christ‘?

„Du schaust zuviel auf dich, du prüfst und beobachtest dich. Du willst dich festhalten, du bist immer noch bei dir. Lasse dich los, dann kannst du Leiden annehmen und auch schwere Zeiten geduldig durchstehen. Wenn es dir leichter fällt, dann mache dir immer wieder klar, wie Jesus gestorben ist. Denke an den Mann am Kreuz auf Golgatha. Das ist der Vergleichspunkt für all das, was du erleidest. Dieser Tod dort ist wichtiger als dein Tod hier.“

Nun gut, die Lektion reicht für diesen Tag. Ich ziehe mich zurück, wieder in mein Schlafzimmer, und krieche unter meine Bettdecke. Ich will mich heute nicht mit der Welt beschäftigen. Ich will nur ganz bei mir sein und mich um mich kümmern.

Und während ich in meinem Bett schwitze und stöhne, kommt mir auf einmal ein Gebet auf die Lippen:

„Herr, ich komme mit mir nicht zurecht. Ich weiß nicht, was ich mit mir machen soll. Ich verstehe mein Leben nicht. Es erscheint mir auf der einen Seite so zerbrechlich und gefährdet, ich muß es mühsam pflegen und erhalten. Und auf der anderen Seite möchte ich mich nicht nur ständig um mich selbst drehen. Ich will es einsetzen, verschleudern und mit meinem Leben etwas zu deiner Ehre tun. Hilf mir bei beidem.“

Und über diesem Gebet schlafe ich wieder ein.

Glauben

Ich möchte stärker werden in meinem Glauben. Nur ein Anflug einer Krankheit hat mir gezeigt, wie wackelig ich bin. Wenn es mir gut geht, fällt es mir leicht zu glauben, kaum geht es mir schlecht, ist alle Glaubenskraft entwichen.

In der Küche ist es still. Mein zweites Ich ist heute nicht da. Hat er mich nun auch verlassen, bin ich ganz allein auf mich gestellt?

Schon möchte mich das Gefühl der Verlassenheit ergreifen, und ich frage mich, auf was ich mich überhaupt verlassen kann. Ich weiß, daß ich mir selbst nicht trauen kann.

Da geht die Tür auf, und mein frommer Bruder kommt herein.

„Es ist nicht gut, wenn du dich von anderen Menschen abhängig machst“, sagt er ohne Begrüßung. „Dein Glaube darf nichts Äußeres sein, das von dem abhängt, wie es dir geht, und von Menschen, die dich ermutigen und aufbauen.“

Kleinlaut setze ich mich an meinen Platz.

„Ich fühle mich so leer, so ausgebrannt. Es ist nichts mehr von der früheren Begeisterung in mir“, sage ich zaghaft und es klingt fast wie eine Rechtfertigung.

„Glaube ist keine Gefühlssache.“ Mein Bruder hackt erbarmungslos weiter auf mir herum. Wenn er so weitermacht, bin ich letzten Endes sogar noch froh, wenn er mich alleine läßt!

„Was denn dann?“ frage ich trotzig.

„Glaube bedeutet, alles mit Jesus zusammen zu tun!“

Das will ich doch! Tue ich das nicht?

„Wenn du zweifelst, dann schaust du auf dich und erkennst, wie wenig Glaubenskraft in dir steckt. Wenn du auf Jesus schaust, bekommst du neuen Mut. Denke an Petrus, der Jesus auf dem See Genezareth entgegenging, plötzlich zweifelte und beinahe dabei ertrank. Nur der Blick zu Jesus hat ihn gerettet.“

„Ich schaue auf Jesus“, nun bin ich eher kleinlaut.

„Dann brauchst du keinen Schub durch deine Gefühle und hängst dich auch nicht an Menschen – zum Beispiel auch nicht an mich.“

Das saß! Dann soll er mich allein lassen, der fromme Bruder, ich werde es schon schaffen! Ich werde mich anstrengen, ich werde mein Ziel erreichen – auch ohne ihn, ich werde ihm zeigen, wie stark mein Glaube ist! Er wird sich noch wundern, was ich alles durch meinen Glauben fertigbringen werde!

„Glaube ist mehr als die kurzfristige Erfüllung von Wünschen.“ Mein Gegenüber schont mich nicht.

„Glaube ist mehr als das, was wir sehen.“

Sonst noch etwas?

„Glaube bedeutet auch nicht, daß ich aus einem schuldigen Menschen zu einem Diener Gottes werde, den er gebrauchen kann.“

„Ah, ja?“ sage ich aufstöhnend.

„Glaube macht sich daran fest, daß Jesus der Herr ist. Ich glaube, daß er wiederkommen wird und ich durch ihn gerettet bin.“

Das ist mir doch nichts Neues!

„Aber das mußt du leben! Dieser Glaube heißt, vertrauen wie ein Kind, nichts Eigenes wollen, sondern dich ganz abhängig machen von Jesus.“

Ich soll alles aus meiner Hand legen und ein Leben in der Hingabe an Gott führen? Also gut, genau das will ich lernen. Heute! Ich fange damit an, indem ich alle Sorgen an Gott abgebe. Dieser Tag ist sein Tag, es kann mir nichts geschehen, was er nicht möchte. Ich vertraue ihm. Und den ganzen Tag über wiederhole ich immer wieder: „Jesus, ich vertraue dir!“

Heilig sein

Kaum bin ich heute morgen in der Küche, noch gähnend und müde – denn am Abend war es spät geworden, ich hatte einfach noch etwas Zeit zum Nachdenken gebraucht – da spricht mich schon mein treues Du an, mein Bruder. Das ist ungewöhnlich, denn sonst wartet er auf meine Gedanken.

„Es gibt einen kindlichen Glauben und einen starken Glauben.“

Er geht also noch einmal auf das gestrige Gespräch ein. Ich schaue ihn fragend an.

„Der kindliche Glaube vertraut wie ein Kind, bedingungslos, absichtslos, ganz abhängig – dadurch ist er unüberwindlich. Der starke Glaube aber ist ein Dennoch-Glauben. Er schließt

die Zweifel, die Schwierigkeiten und Probleme mit ein. Das ist ein Glaube, zu dem du dich immer wieder durchringen mußt.“

Ich verstehe immer noch nicht, worauf mein Gegenüber hinauswill.

„Beide Arten des Glaubens sind sich ähnlich. Aber der kindliche Glaube ist der Vorläufer des starken Glaubens. Denn irgendwann kommt das kindliche Vertrauen in die Krise und dann vertraut der Mensch nur noch sich selbst – oder er glaubt gegen allen Augenschein, gegen alle Vernunft und gegen seine Zweifel. Das ist der Dennoch-Glauben.“

Ja, hier stehe ich gerade – ich muß mich neu durchringen, Gott zu vertrauen.

„Aber das ist noch nicht alles. Aus dem Dennoch-Glauben wird wieder ein kindlicher Glaube. Er beginnt, wenn du das Kämpfen aufgibst, weil du von der Liebe Gottes besiegt bist. Du legst dich vertrauend in seine Hand.“

„So weit möchte ich gern sein“, seufze ich. „Aber wenn man diesen Punkt erreicht hat, ist man wohl schon ein Heiliger. Und Heilige gibt es sowieso nur in einem Kloster,“ setze ich provozierend hinzu.

„Hast du eine Ahnung!“ Der Bruder schüttelt den Kopf. „Wie schwer fällt uns oft das Vertrauen und Loslassen!“

Ich schaue mein Gegenüber an und sehe die Spuren vieler Kämpfe in seinem Gesicht. Das Vertrauen zu lernen ist wohl seine Lebensaufgabe.

„Heilige findest du am besten im Alltag, dort gibt es kindlich Glaubende, weil sie sich selbst überwunden haben.“

Ich denke nach und tatsächlich, da fällt mir eine unscheinbare Frau aus unserer Gemeinde ein: Gleich nach ihrer Hochzeit war ihr klar geworden, was sie sich mit diesem Mann angetan hatte. Er hielt sie wie eine Sklavin in dem neuen Haus, sie mußte für ihn arbeiten, in Haus, Hof und Garten, werktags und sonntags. Sie hatte keinen guten Tag mehr. Sie beschloß, sich das Leben zu nehmen. Aber ein christlicher Nachbar bekam es mit und kümmerte sich um sie. So fand sie zu Jesus, und fortan warf sie ihre ganze Hoffnung auf Jesus. Nun gab es für sie nichts anderes mehr. Mit Jesus hielt sie es aus, wenn ihr Mann sie schlug, geduldig putzte sie alles auf, wenn er sich nachts im Schlafzimmer erbrach, weil er zu viel getrunken hatte. Sie ließ sich schicken und kommandieren, sie arbeitete für ihren Mann von früh bis spät abends – nur nicht sonntags. Dieser Tag gehörte ihrem Herrn. Und das reizte ihren Mann bis aufs Blut, daß es da auf einmal einen anderen gab, dem sie mehr gehörte. Die ganze Verwandtschaft hetzte er gegen seine Frau auf, aber sie blieb freundlich und zurückhaltend. Sie ertrug alles im Bewußtsein, das Jesus bei ihr war.

Wenn sie konnte, kümmerte sie sich um Menschen, denen es noch schlechter ging als ihr. Sie begleitete eine einsame Frau ins Krankenhaus, teilte dort im Wartezimmer ihre mitgebrachte Mahlzeit, obwohl sie selber hungrig war, und ertrug es, daß sie zu spät heimkam, weil die Untersuchung länger als gedacht gedauert hatte und ihr Mann sie bereits mit dem Stock erwartete. Wenn man die Frau auf ihr Leben ansprach, dann sagte sie: „Mir fehlt nichts, ich habe alles.“

Diese Frau ist für mich das Beispiel einer unauffälligen Heiligen, die heute lebt. An ihrem kindlichen, starken Glauben haben sich schon viele andere Menschen aufgerichtet, denen sie Trost und Mut zuspricht, wenn es ihnen schlecht geht. Aus ihr strahlt eine Liebe, die nicht aus ihr selbst kommt. Das spürt man, wenn man ihr begegnet.

„Ja, die Liebe ist die stärkste Kraft, die uns zur Verfügung steht. Die Liebe verwandelt uns und die Welt.“

Mein Gesprächspartner hat mir zum Nachdenken Zeit gelassen.

„Liebe ist immer konkret, nie nur eine schöne Idee oder ein göttliches Prinzip. Und Liebe bewährt sich dort, wo sie auf Ablehnung, Haß und Feindschaft stößt.“

„Aber wie kann ich andere lieben, wenn ich mich selbst nicht lieben kann?“ bricht es aus mir heraus. Ich merke ganz deutlich, dass ich nicht in der Lage bin, ein derart selbstloses Leben zu führen wie jene Frau.

„Du kannst diese Liebe bei Gott bekommen. Er macht den Anfang. Er liebt dich so, bis seine Liebe dein Herz erreicht und weich macht. Deine Liebe ist nur der Widerhall dieser Liebe Gottes. Deshalb empfang sie, nimm sie an und wehre dich nicht gegen sie!“
So eindringlich habe ich meinen Bruder selten erlebt.

Nachdenklich gehe ich in meinen Tag: Wie nehme ich die Liebe Gottes auf? Wie ein Schwamm will ich sie aufsaugen. Ganz wach will ich für seine Berührung sein, mich öffnen, so daß er mein Herz erreichen kann.

Und da spüre ich seine Liebe: im hellen Licht der wärmenden Sonne, in dem was mir gelingt, bei meiner Arbeit, in der Geduld, die mir wächst. Ich erfahre sie in den Begegnungen, die Gesichter anderer Menschen spiegeln mir die Liebe Gottes wider, die Geduld, die sie mit mir haben, wo sie mich ertragen und annehmen. Und ich höre immer wieder die leise Stimme Gottes: „Du, ich liebe dich! Du bist mein Kind!“ Und ich sage in meinem Herzen: „Ich dich auch, Herr.“ Aber das soll niemand hören.

Gott begegnen

Heute sitze ich wirklich allein an meinem Küchentisch. Ich weiß nicht, wo mein Bruder steckt. Gibt es Schwierigkeiten in seinem Kloster? Haben sie ihm zusätzliche Übungen verordnet? Oder ist er so in die Begegnung mit Gott vertieft, daß er mich vergessen hat? Ich seufze. Es gibt doch nichts Verlässliches auf dieser Welt!

Nun bin ich allein. Und auf einmal steigt in mir die Sehnsucht auf, auch mich in die Begegnung Gottes zu verlieren. Wäre das schön, wenn ich ihm persönlich gegenüber treten könnte, ihn anschauen, von ihm empfangen und mit großer Gewißheit seiner Nähe zurückkehren. Aber wo finde ich Gott? Wie komme ich zu ihm?

Während ich darüber nachdenke, verwandelt sich meine Küche in den Vorhof zum Tempel Gottes. Er ist also gar nicht weit entfernt, er ist mir ganz nahe. Ich kann jederzeit zu ihm kommen. Ich wohne Tür an Tür mit ihm. Die Küche, mein normaler Alltag, mein tägliches Leben ist der Zugang zu ihm.

Trotzdem scheint mir der Weg zu Gott sehr weit zu sein. Ich überquere den Vorhof, aber indem ich gehe, wird der Platz immer größer. Ich treffe Menschen auf dem Weg, die mich aufhalten. Sie ziehen mich in wichtige Gespräche, verlangen, daß ich sie ernst nehme. Dann werde ich abgelenkt durch Geschehnisse, die meine Aufmerksamkeit gefangen nehmen. Es gibt so viel Interessantes zu beobachten!

Und immer wieder tauchen Hindernisse auf, die ich umgehen muß, innere und äußere Blockaden, die den Weg lang, schwer und mühsam machen. Ob ich es jemals schaffe? Ob ich mein Ziel erreiche und zu Gott gelange?

Ich komme mir vor wie Elia, der vierzig Tag und vierzig Nächte gewandert ist, um Gott auf dem Berg Horeb zu begegnen. Ein unendlich langer und mühsamer Weg. Zu weit für mich; überschreitet er meine Kräfte? Aber gerade als ich resigniert aufgeben möchte, reicht mir jemand Brot und Wein, Nahrung für den Weg. Ich werde gestärkt durch ermutigende Worte, durch Zuwendung und Aufmunterungen, die mir neue Hoffnung geben. So gehe ich weiter und komme an der Tür zum Tempel Gottes an, am Eingang zu dem Ort, wo Gott wohnt, wo ich ihm begegnen kann.

Aber wieder werde ich an Elia erinnert: Ein mächtiger Sturm kommt auf. In meinen Kopf wirbeln die Gedanken herum wie bei einem Orkan: Kann ich so zu Gott kommen, wie ich bin? Was muß ich tun, um Gott zu gefallen? Was muß ich ändern, damit ich mich ihm nähern kann? Aber ich begreife: Gott ist nicht in diesem Sturm.

Dann bebzt die Erde, der Boden unter mir scheint in Bewegung, ich habe keinen festen Halt mehr. Mir fällt all das ein, was ich falsch gemacht habe. Meine Fehler, mein Versagen und

meine Versäumnisse werfen mich um. So kann ich niemals vor Gott bestehen. Ich bin nicht würdig, ihm zu begegnen!

Aber Gott ist nicht in diesem Erdbeben.

Dann bricht ein mächtiges Unwetter los, ein Platzregen durchnäßt mich bis auf die Haut, Blitze zucken und erhellen das Dunkle auf entsetzliche Weise, der Donner grollt. Erschreckt und furchtsam frage ich mich: Wer bin ich? Wie komme ich dazu, mich Gott zu nahen? Ich bin ja nichts! Mehr als nichts.

Aber Gott ist nicht im Unwetter.

Dann wird es ganz still, stiller als still. In diesem Schweigen höre ich alle Worte, die ich jemals gesagt oder geschrieben habe. Es sind viele Worte, unnötige und unnütze Worte. Ein lauter Widerhall meines eigenen Geplappers. Aber das Schweigen saugt dieses Getöse auf, es wird ruhig. Und ich weiß, Gott hat das letzte Wort, in ihm sind alle Worte, die jemals gesprochen wurden und die noch geäußert werden. Denn Gott ist das Wort!

Da drehe ich mich um. Ich ertrage es nicht, Gott anzusehen. Und Gott geht ganz nahe an mir vorbei. Er ist so nahe, daß ich ihn anfassen und anschauen könnte, wenn ich mich umdrehen würde! Aber ich drehe mich nicht um – noch nicht.

Und dann schaue ich ihm nach. Ich sehe ihn von hinten. Das genügt! Das genügt, um ihm nachzufolgen.

Nach langer Zeit stehe ich von meinem Platz am Küchentisch auf. Die Zeit ist wie im Flug vergangen. Ich beginne meinen Alltag und ich habe den Eindruck, Gott geht mit mir. Die Begegnung mit ihm ist noch nicht zu Ende. Ich treffe ihn an vielen Orten wieder. Er ist überall. Dort, wo ich hinkomme, war er schon vor mir da, denn ich gehe ihm ja hinterher. Er bahnt mir den Weg und zeigt, wo es langgeht. Ich bin erfüllt von Liebe zu ihm und Liebe prägt das, was ich tue.

Überwinder sein

Aha, mein untreuer Bruder ist wieder da, er sitzt bereits am Küchentisch, als ich eintrete.

„Wo hast du gestern gesteckt?“ frage ich vorwurfsvoll.

„Es gibt Wege, die mußt du allein gehen. Da kann ich dich nicht begleiten.“

Das ist auch gar nicht nötig, denke ich. Wenn Gott bei mir ist, dann kann ich auch schwierige Wege allein gehen.

„Sei nicht übermütig“, warnt mich mein Bruder, „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

Das will ich eigentlich gerade nicht hören. Ich bin mir doch sicher, Gott ist bei mir!

„Halte das fest, was dir Gott geschenkt hat, und setze es immer wieder ein, dann wird es sich erneuern. Eine Gotteserfahrung gehört nicht in den Bücherschrank, sondern ins Leben. Rede über das, was du begriffen hast, dann bleibt es erhalten, sonst ist es schnell bedeutungslos.“

Aber wie kann ich über das reden, was mir Gott zeigt?

„Ist das nicht zu persönlich? Ist es nicht nur für mich bestimmt?“

„Ja, möglich.“ Mein Freund ist kurz angebunden, will er sich nicht mit mir freuen über das, was ich erlebt habe? Oder ist er neidisch?

Er dämpft meine Euphorie: „Teile das Ergebnis von dem mit, was du begriffen hast. Spiegle die Gottesbegegnung wider, hinein in die Welt. Konserviere sie nicht als frommes Gefühl!“

Ich schweige, es gefällt mir nicht, dass ich nun schon wieder etwas tun soll. Kann ich mich wenigstens eine kurze Zeit auf meinen geistlichen Erfolgen ausruhen und heilige Gefühle pflegen? Wird mir denn alles madig gemacht?

Mein Gegenüber geht nicht auf meine Empfindlichkeit ein. Nimmt er sie überhaupt wahr?

„Bei uns im Kloster ist es so: Wenn jemand eine besondere Gotteserfahrung gemacht hat, wird er anschließend auf die Krankenstation versetzt. Dort kann er das, was er erhalten hat,

einsetzen, um die Alten zu pflegen. Oder er arbeitet im Garten, jätet Unkraut, wühlt in der Erde und pflanzt Gemüse. Im ganz Einfachen bewährt sich das Besondere. Dadurch wird das Außerordentliche geerdet, es kann Wurzeln schlagen, fest werden und Frucht bringen im Leben. Außerdem bewahrt das vor Überheblichkeit.“

„Da habe ich in meinem Alltag weniger Probleme als du in deinem Kloster. Meine Arbeit holt mich schnell auf den Boden der Tatsachen herunter“, gebe ich ihm spitz zurück.

„Das mag sein. Trotzdem muß ich mir ständig bewußt machen: Wie kann ich als Mensch, der zu Gott gebetet hat, negativ über meinen Mitmenschen denken und reden? Wie kann ich mit dem gleichen Mund, mit dem ich Gott mit wunderbaren Gesängen gelobt habe, nun andere Menschen herzlos verurteilen, anschreien und beleidigen? Wie kann ich auf der einen Seite Gott in Ehrfurcht begegnen und kurz darauf wieder oberflächlich und leichtfertig über ihn herziehen und ihn mißachten, indem ich den geringsten der Brüder übersehe und verstoße? Das paßt doch nicht zusammen! Gott nimmt mich unerbittlich in die Pflicht seiner Liebe.“

Ich nicke kleinlaut. Eine Gottesbegegnung hat Konsequenzen bis hinein ins Kleinste! Ich habe Gottes Majestät erfahren und seinen Reichtum gesehen, das hat Auswirkungen darauf, wie ich mit meinem Geld umgehe. Ich habe Gottes Sanftmut gespürt, wie kann ich dann noch aggressiv Auto fahren oder über denjenigen mit wüsten Worten herziehen, den ich nicht überholen kann? Ich habe Gottes Fürsorge und Liebe empfunden, wie kann ich nun herzlos an den Notleidenden, Alten und Kranken vorbeigehen und so tun, als gäbe es sie nicht? Ich habe das klare Licht Gottes gesehen, wie kann ich mich nun in einer Auseinandersetzung auf falsche und trübe Kompromisse einlassen, nur um keine Probleme zu haben?

„Wer Gott begegnet ist, tritt aus der Harmlosigkeit eines oberflächlichen Lebens heraus. Er weiß ja, daß dort, wo er sich gerade befindet, auch Gott gegenwärtig ist. Das gibt seinem Leben Ernst und Tiefgang. Ein Leben in Harmlosigkeit und Oberflächlichkeit ist bedeutungslos, es ist wie ein Blatt, das vom Herbstwind hin und her geweht wird.“

Das sagt mein frommer Bruder mit heiligem Ernst. Mich schaudert.

„In unseren christlichen Gemeinden geht es oft sehr oberflächlich zu“, bekenne ich selbstkritisch. „Früher ist man mit Ehrfurcht vor Gott in die Kirche gekommen und hat im Gotteshaus vor Respekt die Mütze abgenommen und wurde demütig still. Heute verkehrt man mit Gott wie mit einem Kumpel.“

„Es ist gut, zu wissen, wie freundlich Gott ist; ich muß mich nicht verstellen. Aber es wäre sicher angemessen, wenn ich in dem lebe, was unsere Altvordern ‚die Furcht Gottes‘ nannten. Gott ist größer als ich und ich bin ihm untergeordnet. Er ist der Herr der Welt, ich bin nur ein Staubkorn. Das darf ich nicht vergessen!“

Ich denke: Wir müssen in unseren Gemeinden wieder diese „Furcht Gottes“ leben! Sonst sind wir bald ein oberflächlicher Verein. Mein Gegenüber durchbohrt mich mit seinem Blick, als wollte er mir klarmachen, daß ich daran schuld wäre, wenn es in vielen Gemeinden Heuchelei, Unehrllichkeit und frommen Schein gibt.

„Auch wenn du die Nähe Gottes erfährst“, fährt mein frommes Gegenüber fort, „ist er doch immer der Andere, der Unbegreifliche, den du nie verstehen wirst.“

Ich komme mir vor wie ein kleiner Junge, der zugeben muß, daß die Klassenarbeit schlechter ausgefallen ist als erhofft. Er kann nun kein Ergebnis vorweisen, auf das er stolz sein kann.

„Gott ist auch zornig über deine Faulheit. Trotzdem will er nicht nur deine Erfolge, sondern auch dein Versagen, er freut sich nicht nur über deine Lobgesänge, sondern auch über deine Klage. Er läßt sich nicht fassen, denn er will nicht, dass wir ihn begreifen – und damit in unsere Hände nehmen –, sondern ihm mit Ehrfurcht begegnen. Ein heiliger Ernst soll uns erfüllen, wenn wir an ihn denken.“

Jetzt habe ich mich gerade einmal eingerichtet in der Ruhe Gottes und fühle mich wohl in seinem Heiligtum, schon muß ich wieder hinaus in die Kälte meines Lebens.

Mein grauer Bruder schaut mich mitleidig an, aber unbarmherzig fährt er fort:

„Mir hilft, wenn ich beim Beten auf das Kreuz vorn auf dem Altar blicke. Dann erinnere ich mich daran, was Jesus getan hat. Das hindert mich daran, abzuheben und unrealistisch zu werden. Er hat die Welt überwunden, und in seiner Nachfolge bin ich ebenfalls ein Überwinder, mehr nicht, ich bin noch nicht fertig. Wenn ich im Abendmahl teilhabe an seinem Blut und seinem Leib, dann habe ich auch Anteil an seinem Tod. Wenn ich im Gottesdienst gesegnet werde, dann werde ich ausgesandt in die Welt und bin mir der Verantwortung bewußt, die ich habe. Ich lebe hier und heute und noch nicht in der Ewigkeit bei Gott!“

Nun sind die Verhältnisse klar und ich muß mich damit abfinden! Auch meine Gotteserfahrung ist etwas höchst Vorläufiges! Matt entgegne ich:

„Umso wichtiger ist mir der Gottesdienst, als ein Ort der Gottesbegegnung, als eine Insel der Liebe und Treue Gottes mitten in einer feindlichen Welt. Wäre der Gottesdienst ohne diesen Inhalt, wäre er ein leere, nutzlose Veranstaltung, die reine Zeitverschwendung. Der heilige Ernst des Gottesdienstes liegt eben nicht an seiner Form, sondern an dem, um den es geht und der uns dient. Er ist wenigstens ein kleiner Vorgeschmack der himmlischen Ewigkeit.“

Der letzte Satz von mir klang fast flehend.

„Aber das betrifft nicht nur die eine Stunde am Sonntagmorgen“, ergänzte mein Bruder zum Schluss. „Der Gottesdienst ist eine Sache des Alltags.“ Er muß doch immer das letzte Wort haben!

Ich beginne heute meinen Tag, als würde ich in einen Gottesdienst gehen: ehrfürchtig, bewußt und betend. Das Gebet begleitet mein Tun. Ich stehe in seinem Heiligtum in meinem Büro, ich bete an im Getriebe des Bahnhofs. Ich bringe meine Klage zu Gott, wenn ich mit Unheil konfrontiert werde. Ich schreie zu ihm, wenn es mir nicht gut geht. Und ich bekenne ihm an Ort und Stelle mein Versagen. Segnend lege ich das Licht Gottes auf meinen Mitmenschen – auch auf den, der mir Schwierigkeiten macht. Mit der Liebe Gottes begegne ich denen, die mich angreifen und herausfordern. Bittend bringe ich vor Gott meine Ungeduld und meine Müdigkeit: „Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner.“

So wird der ganze Tag ein Gottesdienst, jede Stunde eine ausführliche Gebetszeit. Wo ich bin, bin ich in der Gegenwart Gottes und halte mich an ihn. Weil er überwunden hat, kann ich ein Überwinder sein von Angst, Schmerz, Not, Ungeduld, Verzweiflung und Lieblosigkeit.

Widerstehen

Traum 6

Von allen christlichen Gemeinden wurde ein Konzil der Weisen einberufen. Jede Gemeinde schickte einen Vertreter, der Bericht erstatten sollte.

So kam eine große Zahl der klügsten Köpfe zusammen. Sie berichteten, wie es in ihren Gemeinde aussah.

Einer erzählte, daß in seiner Gemeinde einer der Pastoren aufgestanden sei und vor der Versammlung die ganze Gemeinde verflucht habe.

Ein anderer vermerkte, daß die führenden Männer das gesamte Geld der Gemeinde veruntreut und für ihre eigenen Zwecke ausgegeben hätten.

Wieder einer berichtet von einem Gemeindeleiter, der mit einer fremden Frau – nicht seiner angetrauten Ehefrau – zusammen lebte.

Einige berichteten von starker Verwirrung in ihrer Gemeinde, jeder würde tun, was ihm beliebt und nur nach seinem eigenen Gutdünken leben.

Das wurde von weiteren Sprechern darauf zurückgeführt, daß die Gemeinden nicht mehr richtig geleitet würden – auch die Hirten schauten mehr nach sich als nach der Herde, dadurch verwilderte die Gemeinde.

In einer Gemeinde dagegen war ein Mann aufgetreten und hatte Dinge prophezeit, die die Menschen in Angst und Schrecken versetzten. Als sie dann nicht eintrafen, gaben etliche Gemeindeglieder verunsichert ihren Glauben ganz auf.

Und auch andere gaben Beispiele von falscher Lehre, die die Christen auf falsche Fährten lockten oder sogar ins Verderben stürzten. Nicht mehr das Evangelium war die Botschaft, die sie verkündigten, sondern eigene Gedankengebäude.

Dies wurde ergänzt durch Aussagen, es gäbe auch Gemeinden, in denen nur noch das Gefühl und das spontane Empfinden eine Rolle spielten, sogenannte natürliche Gemeinden, in denen die Bedürfnisse der einzelnen im Vordergrund standen.

Um das Maß voll zu machen, klagten einige Vertreter der Gemeinden verantwortliche Mitarbeiter des geistlichen und sexuellen Mißbrauchs an ihren Gemeindegliedern an. Ein Stöhnen des Entsetzens ging durch die Reihen der Weisen.

Aber das war noch nicht alles. Überall wurde eine große Müdigkeit und Resignation in den Gemeinden festgestellt, sie seien zerteilt in viele kleine Interessengemeinschaften, Krankheiten würden rapide zunehmen und scharenweise würden Mitglieder ihre Gemeinden verlassen.

Es war eine Runde des Entsetzens, als eine schlechte Nachricht auf die andere folgte.

Es wurden harte Maßnahmen diskutiert, die eine Veränderung bringen sollten, man wollte diese negative Entwicklung aufhalten. Um durchschlagende Ergebnisse erzielen zu können, wurde im Rat der Weisen Stillschweigen vereinbart, nichts sollte von ihren Überlegungen an die Öffentlichkeit dringen.

Wie entsetzt waren aber die meisten, als sie ein paar Tage später in den Zeitungen einen hohnlachenden Bericht ihrer Besprechungen fanden. Es hatte sogar einen Verräter in ihren eigenen Reihen gegeben!

Aufbrechen

Müde komme ich in die Küche, gern hätte ich noch länger geschlafen. Ich bin gestern abend spät nach Hause gekommen, ich hatte eine Gemeindeberatung. Eigentlich war es nur um eine Kleinigkeit gegangen, die im Mitarbeiterkreis mit einem externen Berater zusammen besprochen werden sollte, aber dann war immer mehr von dem deutlich geworden, was in der

Gemeinde im argen lag. Zuletzt lag ein großer Berg Scherben auf dem Tisch. Alle waren entsetzt und deprimiert über ihre Situation. Es gibt viel zu tun – ob sie es schaffen? Ist diese Gemeinde in der Lage, zu ihren Wurzeln zurückzufinden, zurück in die Liebe Gottes, um einander zu vergeben und neu anzufangen?

„Das war harte Arbeit gestern Abend, nicht wahr?“ begrüßt mich mein frommer Bruder. Hat er Mitleid mit mir?

„Langsam denke ich wie Kaiser Wilhelm II. Er war der Meinung, das wahre Christentum sei zur Zeit nicht praktikabel“, sage ich sarkastisch.

„Warum nicht?“

„Durch viele Veränderungsprozesse sind die Gemeinden in eine harte Zerreißprobe geraten. Es sind so unterschiedliche Vorstellungen und Erwartungen an die Gemeinschaft, daß ich mich frage, wie so etwas funktionieren soll. Jeder will etwas für sich, jeder hat seine eigenen Bedürfnisse, die befriedigt werden sollen. Da kommt es natürlich zu Streit und harten Auseinandersetzungen, und ein gemeinsamer Weg scheint nicht mehr möglich.“

„In unserer Gemeinschaft ist es klar, worum es geht, wir haben unsere Regel – und wer zu uns kommt, der ordnet sich ihr unter.“

„Ja, so sollte es in einer christlichen Gemeinde auch sein!“ stimme ich begeistert zu.

„Aber das ist ja nur die äußere Verbindung; was uns noch mehr zusammenschließt, ist unsere Berufung, unser Auftrag.“

„Ja? Wie lautet er?“ Habe ich etwas versäumt? Gibt es wieder einen Punkt, den ich nicht bedacht habe?

„Nun, wir haben die Aufgabe, Tag und Nacht vor Gott zu stehen, Bitten zu ihm zu bringen und ihn anzubeten. Das eint uns – auch wenn wir ganz unterschiedlich sind. Die Unterschiede spielen dabei keine Rolle mehr!“

„Außerdem seht ihr mit eurer grauen Kutte alle gleich aus“, ergänze ich ironisch, „das müßten wir für unsere Gemeinden auch einführen.“

Der fromme Bruder schüttelt mißbilligend den Kopf: „In jeder Kutte steckt schon noch ein ganz schöner Individualist. Das läßt sich nicht durch ein Gewand auslöschen. Aber wir haben den gemeinsamen Auftrag, das ist größer als unsere Individualität!“

„In vielen Gemeinden muß der Pfarrer alles zusammenhalten. Das ist mühsam und meistens ganz und gar unmöglich. Er tut mir leid, wenn ich sehe, wie er sich abmüht und dabei seine ganze Energie verbraucht.“

„In unserem Kloster haben wir auch einen Leiter. Aber seine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß wir miteinander den Auftrag ausführen, den wir haben. Er ist ein Diener dieser Sache, und er hilft uns, damit wir nicht nachlässig werden oder uns in Nebensächlichkeiten verrennen.“

„Ich erlebe Gemeinden, die sagen – wie damals das Volk Israel: Wir wollen einen König! Der soll dafür sorgen, daß wir in Verbindung mit Gott bleiben. Sie suchen nicht selbst den Kontakt zu Gott und hören nicht, was er zu ihnen sagt, sie wollen eine Garantie der Rechtgläubigkeit. Bekommen sie dann aber einen starken und profilierten Pfarrer, so murren sie, weil er sie beherrscht und von ihnen Dinge verlangt, die sie gar nicht tun wollen. Dann sagen sie: Hätten wir doch nur einen Pfarrer, der weniger tut, weniger bestimmend ist und uns in Ruhe läßt.“

„Dann müßte die Gemeinde aber selbst aktiver werden, oder?“

„Ja, das gibt es auch: starke Gemeinden, die sagen, wir brauchen keinen Pfarrer und wenn, dann einen, der tut, was wir wollen – aber das ist auf Dauer auch nicht einfach, weil sich dann Interessengruppen in der Gemeinde bilden und um Einfluß und Macht gekämpft wird.“

„Jede Gemeinde hat den Pfarrer, den sie verdient“, sagt mein Gegenüber lakonisch. Das ist wieder typisch für ihn, er muss doch immer wieder sticheln!

„Im Ernst, was ist eigentlich das Profil einer Gemeinde? Wie sieht das aus?“ Nun ist mein Gesprächspartner wieder der unbequeme Frager.

Ich überlege, druckse herum. Ich habe keine plausible Antwort. Darf denn eine Gemeinde ein Profil haben? Ist eine Gemeinde nicht vielmehr der Zusammenschluß aller Menschen eines Ortes? Jeder gehört dazu, niemand wird ausgeschlossen und somit ist sie der größte gemeinsame Nenner. Darf man da von Profil reden?

Weil von mir keine Antwort kommt, redet mein weiser Freund:

„Das Profil einer Gemeinde ergibt sich aus ihrem Auftrag. Dadurch bekommt sie eine Stoßrichtung, eine Absicht, eine Aufgabe. Wenn sie diesen Auftrag erkennt, ist sie nicht mehr nur für sich selbst da, dreht sich um die eigenen Belange und sorgt dafür, daß sie sich selbst erhält. Die Gemeinde muß ihren Auftrag erkennen und leben. Der Auftrag verbindet ihre Glieder.“

„Und wie kann solch ein Auftrag aussehen?“

„Das ist deine Aufgabe, ihn mit den Gemeinden zusammen herauszufinden. Er kann für jede Gemeinde anders sein, das richtet sich nach den Erfordernissen des Ortes, nach den Gaben der Gemeindeglieder, nach den Herausforderungen der Zeit und der Berufung, die Gott dieser Gemeinde von Anfang an gegeben hat.“

Da will sich mein frommer Bruder also nicht einmischen! Für ihn und seine Klostersgemeinschaft ist ja alles klar – seit hunderten von Jahren. Aber in den Gemeinden muß der gemeinsame Auftrag erst mühsam gefunden werden – so, als ob es die Kirche erst seit kurzem gäbe.

Gut. Ich werde die Menschen fragen, worin sie ihren Auftrag sehen. Ich werde in den Gemeinden, in die ich gerufen werde, diese Frage stellen.

Das herauszufinden bedeutet: Gespräch, Zeit haben, sich zusammensetzen und auseinandersetzen, Gott fragen und ihn hören, sich zusammenschließen und sich eins machen vor Gott.

Ich ahne: das ist ganz schön viel Arbeit. Das geht nicht so schnell, hier müssen sich alle miteinander bemühen. Aber in diesem Ringen um den gemeinsamen Auftrag wächst Begeisterung, Motivation und innere Kraft. Wir wollen etwas erreichen für Gott! Wir setzen uns ein! Wir sind eine mündige, starke, selbstbewußte Gemeinde!

Trotzdem bin ich innerlich unruhig: Vielleicht müßte man doch noch mehr in der Kirchengeschichte graben, ob man hier fündig würde, weil auch in den Generationen vor uns die Frage nach dem Wesen und Auftrag der Kirche gestellt hat...

Berufung

Trotz der kurzen Nacht bin ich heute morgen fit und fröhlich. Gestern abend saßen wir noch in einem vertrauten Kreis zusammen und haben uns überlegt, was wir tun wollen. Zuerst hatten wir uns die Köpfe vollgejammert über das, was schlecht läuft und daß alles bergab geht. Dann hatte einer die Idee: Laßt uns doch herausfinden, was wir tun können, um den Abstieg aufzuhalten. Ich holte meinen Flip-Chart und wir notierten unsere Ideen.

Wir waren so begeistert, daß ich auch heute morgen noch motiviert bin. Ich bringe meinen Zettel zum Küchentisch mit, auf dem wir unsere Gedanken notiert hatten.

„Schau, wir sind einen Schritt weiter“, sage ich zu meinem täglichen Gegenüber. „Wir wissen, was wir wollen!“

Neugierig schaut sich mein Bruder den Zettel an. Ich lese vor:

„Wir wollen schlafende Hunde wecken, wir wollen den Aufbruch wagen, wir wollen Gemeinschaft leben, wir wollen dem Leben dienen, wir wollen auf Gott schauen...“

„Langsam, langsam“, unterbricht mich mein unbequemes Du.

„Ist dir klar: Wer schlafende Hunde weckt, steht in der Gefahr, gebissen zu werden? Und wer den Aufbruch riskiert, muß sich auf Sturm einstellen und darauf, daß ihm der Wind eiskalt ins Gesicht bläst. Wer Gemeinschaft baut, muß auf sich verzichten, und wer auf Gott schauen

will, muß von sich wegschauen. Und wer dem Leben dienen will, muß es den Toten überlassen, die Toten zu begraben.“

Ich fühle mich ausgebremsst. „Was hast du dagegen?“ frage ich meinen Freund aufgebracht. Wie kann er mir nur diese guten Ideen madig machen?

„Ich habe nichts dagegen. Ich sage dir nur, daß das alles Arbeit bedeutet und nicht so einfach geht. Ist dir das bewußt? Wer den Auftrag Gottes ausführt, bekommt Probleme, begibt sich in Schwierigkeiten. Diese Kosten müssen vorher überschlagen werden. Sonst wagt man sich vor und ist dann erstaunt oder sogar empört, wenn es problematisch wird, zieht sich zurück und schiebt Gott die Schuld in die Schuhe, weil er nicht geholfen hat. Wer den Auftrag Gottes ausführt, zeigt Profil, wer Profil zeigt, wird angriffig.“

„Ja und?“

„Es ist gut, sich darauf einzustellen!“

„Wie geht das?“

„Beschließt in eurer Gruppe, zusammenzuhalten, egal was kommt. Sichert euch gegenseitig die volle Unterstützung zu. Ihr seid verbunden durch den gemeinsamen Auftrag, jeder soll sich überlegen, was sein Teil dabei ist und was er dazu beitragen kann, daß die anderen ihren Teil tun können.“

O.k. – das klingt vernünftig.

„Und was ist dein Teil der gemeinsamen Aufgabe?“ fragt mich mein Gegenüber nach einer kurzen Stille. Jetzt wird es also persönlich.

Ich denke nach. Da fällt mir ein Erlebnis ein:

„Vor einigen Tagen saß ich bei einem Freund in dessen Zimmer, das zum Balkon hin ein großes Fenster hat. Plötzlich flog ein kleiner Vogel mit einem lauten Knall gegen die Scheibe. Er lag auf dem Balkon und rührte sich nicht mehr. Jammerschade um den schönen Vogel, dachte ich. Er schien tot zu sein. Als ich aber nach einiger Zeit wieder durch die Scheibe schaute, sah ich, wie sich der Vogel wieder berappelt hatte. Zerzaust und schwer atmend saß er auf dem Balkon. Er kam langsam wieder zu sich. Schön, dachte ich, er schafft es doch. Dann nach kurzer Zeit hörte ich einen entsetzlichen Lärm auf dem Balkon. Wie gelähmt schaute ich hinaus und beobachtete, wie zwei große schwarze Elstern den kleinen Vogel im Schnabel gepackt hielten und kräftig zausten. So schwach wie er war, konnte er sich nicht wehren und war den großen Vögeln hilflos ausgeliefert. Die Räuber schlugen ihr Opfer noch ein paar mal hin und her, dann flogen sie mit lautem Gekreisch davon. Zurück ließen sie ein jämmerliches Häuflein Elend. Kurz darauf war der unglückliche Vogel wirklich tot.“

Dieses Ereignis hatte mich sehr beschäftigt und ich machte mir bittere Vorwürfe, weil ich nicht eingegriffen hatte. Noch lange ging mir das Erlebnis nach.

„Darin sehe ich meinen Auftrag: Denen zu helfen, die sich den Kopf angehauen haben an einem – vielleicht unsichtbaren – Hindernis in ihrem Leben und nun in ihrer Benommenheit und Hilflosigkeit leichte Beute für brutale Räuber sind. Ich will ihnen Schutz geben und ihnen helfen, damit sie wieder auf die Beine kommen.“

Genau das will ich tun. An diesem Tag bin ich besonders aufmerksam, um die Menschen zu entdecken, die im Getriebe der Zeit unter die Räder geraten sind und nun nicht mehr weiterwissen. Ich entdecke viele. Und ich überlege mir, wie ich ihnen helfen kann, wieder zum Leben zu finden.

Und auch bei denen, die sich aufgemacht haben, um ihren Auftrag zu erfüllen, finde ich einige, die im Überschwang mit dem Kopf gegen die unsichtbare Wand ihrer Ideale gerannt sind und nun alles in Frage stellen. Hier ermutige ich und helfe, den Auftrag neu anzunehmen und auszuführen.

Zeit haben

Ich habe keine Zeit! In Eile stürze ich in die Küche, um schnell noch einen Schluck Kaffee zu trinken. Ich habe verschlafen und muß mich beeilen. Für Gespräche habe ich heute morgen keine Minute mehr übrig! Schnell muß es gehen, sonst schaffe ich es nicht, dann bleibt einiges liegen und morgen ist noch mehr zu tun. Voller Hektik fege ich meine Kaffeetasse vom Tisch, der Kaffee bildet eine Pfütze auf dem Boden, die Tasse liegt in Scherben in der braunen Lache.

„Wer es eilig hat, sollte langsam machen“, sagt mein Bruder, der in aller Ruhe mein Gewirbel angeschaut hat.

„Laß mich in Frieden“, knurre ich und wische die Soße vom Boden. Ich ärgere mich über die zerstörte Tasse, sie war mir kostbar, das Geschenk eines Freundes.

„Deine Arbeit ist wohl sehr wichtig“, der Graue bohrt nach.

„Ja natürlich, sonst könnte ich auch im Bett bleiben!“ Ich bin empört.

„Ohne dich geht es also nicht!“ kommentiert er.

Jetzt reicht es!

„Wenn du so weitermachst, wird es bald auch ohne dich gehen müssen.“ Mein Gegenüber – oder ist es mein Gegner? – läßt sich durch meine abweisende Art nicht erschüttern.

„Jetzt mach‘ es halblang, so schlimm ist es gar nicht. Ich habe ein paar wichtige Emails zu erledigen, da brauche ich heute noch die Antwort.“

„Ja, du bist ein gefragter Mann! Und wenn einmal statt dreißig Emails nur fünf im Kasten sind, kommst du dir schon abserviert und unwichtig vor und verfällst in Panik.“

„Das ist eben heute so, auf diese Weise wird kommuniziert. Alles geht schnell und wird sofort erledigt. In diesem Zwang befindet sich doch jeder!“

„Heute noch, sofort, augenblicklich – diese Worte kennen wir im Kloster nicht.“

„Bei euch spielt auch die Zeit eine andere Rolle als hier in meiner Welt. Ich bin eingebunden in so viele Bedingungen. Ich muß sofort reagieren, wieder agieren, handeln, entscheiden...“

„Und zuletzt verscheiden! Ja ich weiß, es sind die Sachzwänge, die Umstände und die Erwartungen der anderen Menschen, die dich jagen. Aber irgendwann ist Schluß.“

„Mich jagt niemand, das ist das allgemeine Tempo unserer Zeit. Und wer nicht mitkommt, der bleibt zurück!“ rufe ich triumphierend aus. Jetzt habe ich ihm aber eins ausgewischt!

„Bei uns im Kloster laufen die Uhren anders, da hast du recht. Bei uns wird mit der Ewigkeit gemessen, und die ist endlos. Deshalb haben wir Zeit. Bei uns gibt es keine Vergangenheit und keine Zukunft, bei uns gibt es nur das Heute. Das Heute ist die Maßeinheit Gottes, denn er lebt im Heute. Wir versuchen deshalb auch im Heute zu leben, denn wir wollen ja bei ihm sein.“

Ich schaue ihn verständnislos an. Ich bin im Zeitdruck und dann auch noch das!

„Seit Jahrhunderten geschieht in unserem Kloster dasselbe. Die Stundengebete werden regelmäßig gehalten, egal wie die Umstände sind, durch Generationen hindurch. Neue Brüder kommen ins Kloster, fügen sich ein in diesen Ablauf, tun ihren Teil und sterben wieder und die nächsten kommen dazu. So ist der ewige Fluß der Zeit. Da gibt es keine Hektik und keine Eile. Was nicht in dieser Generation vollendet werden kann, wird es bestimmt in der übernächsten.“

Ich hole mir eine neue Tasse aus dem Schrank und gieße mir frischen Kaffee ein.

„Gut, schieß los, ich habe Zeit. Wir können uns ganz gemütlich hier am Frühstückstisch niederlassen und miteinander reden. Dir scheint das ja wichtig zu sein.“

„Um deinetwillen. Denn wer auf dem falschen Weg geht, der kommt auch dann nicht ans Ziel, wenn er immer schneller läuft.“

„Hoppla, hoppla, bin ich denn auf dem falschen Weg?“

„Du bist dabei, in den falschen Weg einzubiegen. Das ist dann der Fall, wenn die Sache wichtiger wird als der Mensch, wenn die Arbeit ein größeres Gewicht bekommt als die Ruhe und wenn Du nicht mehr bei dir selber bist, sondern nur der Sklave deines Kalenders.“

„Ich gehöre eben zur Generation der Zeitplanbücher. So etwas kennst du natürlich nicht, in deinem Kloster brauchst du das nicht“, sage ich mit einer Spur von Gehässigkeit – oder auch Neid?

„Ich habe gelernt, meine Zeit einzuteilen, genaue Zeitpläne zu erstellen. Ich muß meine Zeit verplanen, muß sorgfältig mit jeder Minute umgehen. Zeit ist kostbar, kostbarer als Geld. Zeit gibt es schließlich nicht im Überfluß.“

„Dann planst du also deine Zeit ganz genau und trotzdem hast du immer weniger davon, wie?“

„Es wird immer mehr, was ich in der gleichen Zeit zu erledigen habe, deshalb muß ich sorgfältig planen.“

„Aber dein Planen bewirkt, daß du mehr in der Zukunft lebst als im Heute. Du überlegst dir, was als nächstes kommt und wie du alles unterbringen kannst, statt das zu tun, was jetzt gerade dran ist.“

„Ja, ich mache vieles gleichzeitig“, gebe ich resignierend zu, „wenn ich telefoniere, arbeite ich gleichzeitig am Computer, wenn ich bete, kontrolliere ich meinen Kalender, ob ich auch keinen Termin vergessen habe. Wenn ich mit jemandem rede, bereite ich schon in Gedanken das nächste Gespräch vor. Ich bin nirgends richtig. Und abends trauere ich über den Tag, der wieder wie im Flug vergangen ist, und ich weiß nicht, was ich eigentlich getan habe. Ich habe nur meine Zeit verwaltet und nicht gelebt.“

„Das ist bedauerlich, denn Gott hat uns die Zeit gegeben, damit wir sie nicht verplanen, sondern sie gestalten – und das heißt auch: sie zu verschwenden.“ Ich zucke innerlich zusammen.

„Wir dürfen in diesem kostbaren Besitz schwelgen! Gott hat uns die Zeit gegeben, um zu verweilen, es ist ein Geschenk seiner Liebe. Wenn wir verweilen, nehmen wir das Geschenk an und freuen uns darüber; wenn wir hetzen, jagen wir nur hinter der Zeit her, ohne sie jemals einzuholen.“

Ich schlucke, dann habe ich aber dieses Geschenk schon oft mißachtet, indem ich es vollgestopft oder nach meinem Gutdünken eingesetzt habe, ohne bewußt zu leben.

„Wer verweilt, lebt im Heute – und hier kann er Gott begegnen, weil Gott im Heute lebt“, sagt der Bruder wieder.

„Was heißt verweilen?“ frage ich ihn.

„Für uns im Kloster heißt es: Sich klar zu machen, daß die Zeit begrenzt ist, daß unser Leben ein Ende hat. Dadurch wird die Zeit kostbar und der gegenwärtige Moment unersetzlich, denn jetzt ist die Gelegenheit, Gott zu begegnen, morgen kann es schon zu spät sein.“

Wie gut, daß mich der Klosterbruder gezwungen hat innezuhalten.

„Als weiteres heißt verweilen für uns, wir werden uns der Vergangenheit bewußt. Wir spüren unseren Wurzeln nach, wir bekommen Anschluß an alles, was vor uns war. Wir erhalten wieder eine Beziehung zu dem Boden, auf dem wir stehen, dadurch haben wir einen sicheren Stand. Vor allem in der Krise ist es wichtig sich klarzumachen, wie die Menschen vor uns ähnliche Schwierigkeiten bestanden haben. Ohne diese Anbindung an unsere Geschichte geraten wir in die Gefahr der Verzweiflung, weil wir uns dann ganz allein unserem Schicksal ausgeliefert fühlen.“

„Das stimmt, das gebe ich zu. Schon, wenn ich meine Notizen wieder durchlese, die ich im letzten Jahr aufgeschrieben habe, wird mir wohler, weil ich sehen kann: Ich habe eine Geschichte, es gibt eine Entwicklung. Ich habe schon früher über dieses und jenes nachgedacht und habe manches bereits bewältigt. Ich trete nicht auf der Stelle! Dann werde ich die Schwierigkeit, in der ich jetzt gerade stecke, auch schaffen.“

„Und das dritte, was zum Verweilen gehört“, fährt mein Gegenüber fort, „ist das Wiederkäuen.“ Ich schaue ihn erstaunt an.

„Ja, du hast richtig gehört! Wir nehmen so viel auf, stopfen uns voll mit Eindrücken und Erlebnissen – da brauchen wir Zeit, um alles zu verarbeiten. Das ist die innere Arbeit, um

alles zu ordnen, die Gedanken zu sichern und die Erfahrungen auszuwerten. Ohne das Wiederkäuen erleben wir zwar viel – wir eilen von Event zu Event –, aber es bleibt uns nichts erhalten, es sind nur oberflächliche Impulse, die nicht zu einer Konsequenz gelangen können. Auf diese Weise verändern wir uns nicht, obwohl wir in einem ständigen Kreislauf der Ereignisse sind. Wie bleiben seltsam leer und gelangweilt mitten im Trubel einer prall gefüllten Zeit.“

Ja, denke ich, das stimmt, viele Menschen machen heute einen gelangweilten und abgestumpften Eindruck, obwohl in ihrem Leben ständig etwas los ist.

„Durch das Wiederkäuen wird aus dem, was man in sich aufgenommen hat, etwas Nahrhaftes, und daraus kann wieder Nahrung für andere kommen“, faßt der Bruder zusammen.

„Und wenn ich schon so weit bin, daß meine innere Batterie am Ausbrennen ist, was mache ich dann?“ wage ich vorsichtig zu fragen. Ich bin mir nicht sicher, ob es bei mir bereits soweit ist. Manchmal fühle ich mich tatsächlich leer und heißgelaufen und ahne, daß es den Eigenblick geben kann, wo sich die Maschine festgefressen hat und nichts mehr geht.

„Wer nur noch am Rotieren ist, braucht eine neue Sicht für das Detail. Er hat zuviel im Blick und er sollte sich wieder um die Einzelheiten kümmern.“

„Aber wie kann er das, wenn er gar keine Ruhe mehr hat und nicht mehr aus dem Hamsterrad herausfindet?“

„Wer nur noch hochdreht und gar nicht mehr zum Verweilen kommen kann, der muß seinen Körper in einen früheren Zustand bringen – ja, so wie man einen Computer in einen früheren Zustand zurückversetzt.“ Ich bin erstaunt, daß der Klosterbruder etwas von Computern versteht.

„Den Körper zurückversetzen in einen Zustand, als es noch nicht so hektisch zugeht. Vor einem Jahr etwa begann die hektische Zeit: Was habe ich damals gedacht, welche Gedanken haben mich beschäftigt? Kann ich an sie anknüpfen? Welches Buch habe ich damals gelesen? Ich nehme es mir wieder vor, um wieder dorthin zurückzukehren, wo ich damals war. Welche Musik hat mich damals bewegt? Ich höre sie mir wieder an. Ich gehe an alte Plätze, an denen ich mich damals aufgehalten habe und wo ich verweilen konnte, ich schreite die Wege von damals wieder ab und versuche alte Gewohnheiten wieder aufzunehmen. Dort wo ich das letzte Mal Ruhe erlebt habe, setze ich wieder an. Für uns im Kloster ist das alles sehr einfach, denn wir bewegen uns im Gleichmaß der Zeit, es wiederholt sich alles.“

„Und was ist zu tun, damit es gar nicht zum Ausbrennen kommt?“ frage ich ihn bereits schon im Gehen, denn nun muß ich wirklich an die Arbeit, die Korrespondenz, die ich zu erledigen habe, wartet.

„Sei nicht abhängig von deiner Arbeit. Wenn dir deine Emails so wichtig sind: Ist auch eine Nachricht von Gott dabei? Nimm dir die Zeit und schreibe einen Brief an ihn und warte, was er dir antwortet.“

Finde ein gutes Gleichgewicht von Gleichförmigkeit und Herausforderung. Beides ist schädlich: zu langweilige Arbeit und zu anstrengende.

Gehe Probleme und Konflikte rechtzeitig an. Denn alles, was du auf die lange Bank schiebst, setzt dich unter Druck und bringt dich zusätzlich in Schwierigkeiten.

Überlege dir erreichbare Ziele und frage dich, was das Hauptanliegen in deinem Leben ist. Dann siehst du, wozu du *nein* sagen kannst und was für dich wichtig ist. Dadurch hast du einen Maßstab für die Gestaltung deiner Zeit.“

Ich nicke. Das sind gute Ratschläge. Ich bin schon fast aus der Küche, da ruft mich mein Gesprächspartner noch einmal zurück:

„Mir hilft ein strukturierter Tag. Die Glocken unserer Abtei, die regelmäßig eine Unterbrechung verlangen. Ich habe gelernt, mit den Glocken zu leben. Wenn sie läuten, laden sie mich zum Verweilen ein. Das kannst auch du als Weltmensch lernen: Halte inne, wenn du die Glocken hörst. Und noch etwas:“

Es gefällt meinen Bruder wohl heute, mich aufzuhalten.

„Mir hilft auch ein strukturiertes Jahr. Ich lebe mit dem Kirchenjahr und seinen Festen. Sie geben mir immer wieder Anlaß zum Verweilen, durch sie lebe ich ganz bewußt. So vergeht die Zeit nicht einfach, sondern es ist eine gefüllte Zeit, die mich immer wieder an wichtige Dinge erinnert und in ihrer jährlichen Wiederholung meinem Leben einen gesunden Rhythmus geben.“

Die letzten Worte erreichen mich auf dem Flur. Nun muß ich wirklich los, ich habe viel Zeit verloren – oder etwa nicht?

Ich nehme mir vor, am nächsten Sonntag über alles in Ruhe nachzudenken. Und dabei fällt mir auf, daß auch der Sonntag eine Zäsur im Getriebe des Alltags ist. An diesem Tag bin ich allen Sorgen, Problemen und dem täglichen Einerlei enthoben. Deshalb will ich den Sonntag ganz bewußt als Fest- und Ruhetag gestalten, als einen anderen Tag im Ablauf vieler hektischer Tage. An diesem Tag will ich die Zeit Gottes erleben und nicht nur wie sonst in der Woche die Zeit verplanen.

Als ich am Abend müde und erschöpft von der täglichen Hetze nach Hause komme, liegt ein Zettel meines Freundes auf dem Küchentisch:

„Wir waren noch nicht zu Ende mit unserer Unterhaltung! Du bist mitten aus dem Gespräch davon gestürmt. Das ist typisch für dich, daß du die Dinge nicht zu Ende denkst. Deshalb kommst du auch nie zu einem Ergebnis und mußt immer von vorn anfangen. So verlierst du noch mehr Zeit!

Ich wollte dir noch sagen: Bewerte das, was du tust genau: Lohnt es sich oder ist es überflüssig?

Prüfe ehrlich und kritisch das Ergebnis deines Tuns: Ist es glänzend, ganz gut, ziemlich gut? War Deine Arbeit zufriedenstellend oder hätte man es auch anders oder sogar besser machen können? Sagst du: der Einsatz hat sich gelohnt oder: das mache ich nicht noch einmal? Dann ziehe daraus deine Konsequenzen und tue nur das, was Ruhe und Frieden in dir zurückläßt und das Gefühl: Siehe, es war sehr gut – weil du mit Gott zusammen und nicht gegen ihn gearbeitet hast.“

Erschöpft sinke ich auf meinen Stuhl am Küchentisch. Wenn es nach diesen Kriterien geht, dann hätte ich mir heute vieles sparen können, dann war ein Großteil meiner Arbeit unnötig. Ich hätte dann heute Morgen in aller Ruhe das Gespräch mit meinem Bruder zu Ende führen und mich mit großer Gelassenheit an die Arbeit machen können!

Gemeinschaft

Traum 7

Ich sehe einen langen Zug von Menschen. Er ist so lang, daß sich der Beginn in der Ferne verliert. Er scheint keinen Anfang zu haben oder doch einen, der sich bereits vor langer Zeit gebildet hat.

Vorn im Zug sind die Menschen alt, staubig und müde. Man sieht es ihnen an, wie lange sie schon unterwegs sind. Einige tragen eine riesige Last, andere haben kein Gepäck bei sich. Es gibt Menschen, die noch rüstig ausschreiten, und andere, die sich mühsam dahinschleppen. Die Kondition scheint nicht davon abzuhängen, wie lange schon jemand in diesem Zug mitmarschiert. Alte Wanderer mit abgelaufenen Schuhen sind zu sehen, die noch so frisch und fit sind, als ob sie sich gerade erst eingereiht hätten.

Am Ende des Zuges kommen ständig neue Menschen dazu. Sie haben sichtlich wenig Erfahrung vom Wandern und sind es noch nicht gewöhnt, mit anderen in Reih und Glied voranzukommen. Sie bewegen sich übermütig, als hätten sie endlos viel Energie und als müßten sie nicht damit haushalten. Sie wissen nicht, wie lange die Wanderung dauert; sie sind nicht auf eine lange Strecke eingestellt, das sieht man ihnen an.

Immer wieder brechen Menschen aus dem langen Zug aus und verlassen ihn. Lastenträger, die sich zu viel aufgeladen haben, brechen zusammen und bleiben am Wegesrand liegen. Einige bemühen sich um sie, da sie aber nicht bereit sind, sich die Last abnehmen zu lassen, winken sie nur müde ab.

Anderen ist der Weg zu anstrengend und zu eintönig. Sie wollen mehr erleben und dort, wo mehr los zu sein scheint, biegen sie ab und gehen ihrem Vergnügen nach.

Müde Menschen legen sich in den Graben neben der Straße, andere erklettern Bäume, um abzuschätzen, wie weit es noch ist. Weil sie sehen, wie sich die Spitze des Zuges hinter dem Horizont verliert, zucken sie mit den Schultern und richten sich an einem schönen Plätzchen in der Nähe der Straße ein, wo es schattig und angenehm ist. Dort bleiben sie.

Findige Menschen suchen nach Abkürzungen, verlieren sich aber im unwegsamen Dickicht. Einige verlassen absichtlich und willentlich den Zug und gehen ihren eigenen Weg, die Straße ist ihnen zu staubig und zu steinig, sie suchen nach bequemeren Wegen.

Ganz raffinierte Wanderer versuchen eine Mitfahrgelegenheit zu bekommen oder wenigstens ein Stück getragen zu werden. Aber sie finden nichts, denn diesen Weg muß jeder selbst unter die Füße nehmen. So stehen sie und warten auf etwas, was nie kommen wird.

An den Raststellen sammeln sich Menschen, die nicht mehr mitmachen. Etliche lassen sich ablenken von den Angeboten, die sich längs der Straße befinden, vergessen das Ziel und kommen nicht weiter voran.

So bleiben viele auf der Strecke. Ich sehe, wie der Zug nach vorn immer dünner wird.

Und ich höre eine Stimme, die sagt: „Nicht nur auf das Losgehen kommt es an, sondern auch auf das Ankommen!“

Ich erschrecke zutiefst und wache auf.

Werte

Ein trüber Tag! Die Wolken hängen tief und es regnet. Es ist ein Tag, an dem das Morgengrauen ohne Unterschied in die Abenddämmerung übergeht. Am Morgen ist es schon Abend.

Ich fühle mich deplaziert in dieser Welt, aber ich weiß nicht, wo ich sonst hingehen soll. Heimweh steigt in mir auf – aber wohin? Ich will weg, aber habe keine Ahnung, wo es besser wäre. Ich muß hierbleiben und aushalten, die Zähne zusammenbeißen und mich auf den

düsteren Tag einlassen, der nicht hell werden will. Es bleibt mir ja nichts anderes übrig. Aber alles scheint mir sehr zerbrechlich und so empfindlich zu sein; nur wenig genügt, um es zu zerstören. Alles ist wie vorläufig, das Endgültige ist noch nicht fertig. Wenn das Vordergründige zusammenbricht, ist nichts mehr da als eine bodenlose Leere.

„Was ist wertvoll an einem solchen Tag“, frage ich mehr mich selbst als meinen Bruder, der mir wieder Gesellschaft leistet. Ich schenke mir einen Kaffee ein und gieße viel Milch dazu, damit er ganz hell wird. Ich kann heute nichts Dunkles brauchen.

„Der Tag an sich“, sagt mein Gegenüber.

„Es ist ein Tag deines Lebens, ein Tag voller Möglichkeiten und Kraft. Gott schenkt dir diesen Tag, deshalb ist er wertvoll, denn alles, was von Gott kommt, ist kostbar.“

„Ich bin mir aber nicht so sicher, ob dieser Tag von Gott kommt“ widerspreche ich schwach.

„Kannst du je einen Tag selber schaffen, kannst du dir dein Leben selber geben? Na? Nein! Alles kommt von Gott. Nicht nur die guten Tage sind sein Werk, sondern auch die schlechten. Nicht nur das Gute soll Gottes Lob singen, sondern auch das Negative.“

Ich schaue erstaunt von meiner Kaffeetasse hoch.

„Ja. In unserer Abtei steht auf dem Friedhof ein großes Kreuz, auf dem steht: Alles Leid lobe den Herrn! Früher hat mich das auch gestört. Aber nun verstehe ich es: Der Geber bestimmt den Wert der Dinge.“

„Dann soll er diesem Tag auch eine besondere Bedeutung geben“, sage ich kalt.

„Die Bedeutung gibst du ihm! Wie ist das denn? Je mehr wir Menschen uns etwas wünschen, desto wertvoller wird es. Je mehr Menschen das gleiche besitzen wollen, desto knapper ist dieser Gegenstand und desto teurer wird er.“

Ich nicke, das weiß ich doch. Will mir mein Gegenüber den Tag durch eine Lektion in Volkswirtschaftslehre wertvoll machen?

„So ist es mit dem Geld. Die Münzen und Scheine sind an und für sich nicht viel wert. Sie werden aber dadurch für uns begehrenswert, weil wir ihnen einen Wert geben.“

„Und weil ich zu wenig davon habe“, füge ich hinzu.

„Genau! Wenn du aber mit diesem Geld nichts mehr anfangen kannst – es gibt zum Beispiel kein Brot mehr zu kaufen, hat das Geld auch keinen Wert mehr, es ist nicht mehr begehrenswert.“

„Ja, das ist logisch. Aber was hat das mit mir heute morgen zu tun?“

„Den Wert deines Leben bestimmst du nicht selber, weil man sich selbst keinen Wert geben kann. Dein Wert wird dir von außen gegeben – von Gott. Gott gibt dir deinen Wert. Die Tage deiner Lebenszeit sind kostbar, weil sie begrenzt sind, du hast nicht unendlich viel davon. Es ist nicht egal, wie deine Tage aussehen, sie sind kostbar, weil es Tage deines Leben sind. Und nun bist du dran: Du kannst diesen Wert einsetzen, um ihn zu erhalten und zu steigern oder ihn verschleudern. Mache etwas aus diesem Tag und du siehst, wie wertvoll er ist!“

Ich denke darüber nach, was es bedeutet, wenn Gott mein Leben lebenswert macht, und wie ich es bewerkstelligen soll, mit diesem wertvollen Gut etwas anzufangen.

„Für viele Menschen ist das Leben wertlos, hohl und leer“, sage ich nachdenklich, „deshalb versuchen sie, ihm einen künstlichen Wert zu verleihen, in dem sie ihm einen äußeren Wert geben. Sie staffieren es aus mit Schmuck, Kleidern, Autos und verknappen die Zeit, in dem sie von einem zum anderen jagen, damit sie kostbarer wird. Aber das macht ihr Leben nicht reicher und kostbarer, nur kostspieliger.“

Ich schüttle den Kopf.

„Erst an den Knotenpunkten des Lebens wird der Wert des Lebens sichtbar, wenn der äußere Wert verfallen und der Börsenkurs unserer Existenz ganz unten ist.“

In der Küche herrscht Stille, ich bin mit meinen Gedanken beschäftigt und denke über mein Leben nach: Wodurch ist mein Leben wertvoll? Was tue ich mit diesem Wert? Wo setze ich ihn ein, damit mehr daraus wird?

„Das ganze Leben ist ein Prozeß der Wertsteigerung“, unterbricht mein Freund das Schweigen.

„Wenn der äußere Mensch verfällt, nimmt der innere doch zu – und die inneren Werte sind die stabilsten, sie unterliegen keinem Kursverlust und werden durch keine Inflation abgewertet.“

„Aber es ist nicht so einfach, diese inneren Werte zu fördern. Es ist leichter, sie zu zerstören, als sie zu schaffen“, sage ich seufzend, „vor allem an einem solchen Tag. Werte zu erzeugen bedeutet Einsatz, Energie und Zeit. Ob ich das immer aufbringe?“

„Deshalb fange an!“ muntert mich mein Gegenüber auf, er sieht meine Trägheit.

„Wie soll ich denn anfangen?“

„Fange an, den Tag zu loben, fange an, Gott zu loben. Lob steigert den Wert. Wenn du einen Gegenstand lobst, wird er wertvoller. Wenn du einen Menschen lobst, schenkst du ihm Wertschätzung. Das baut ihn auf und gibt ihm Bedeutung. So einfach kannst du den Wert, den Gott dir gegeben hat, vermehren.“

Auf einmal bekommt dieser Tag eine Melodie, ich höre seine Musik, ganz leise wird sie angestimmt an diesem frühen Morgen. Ich will herausfinden, wie diese Melodie klingt, und in diese Töne einstimmen, indem ich sie zu meinen eigenen mache: Noten der Freude, des Dankens, der Klage oder des Leides. Es ist das Lied Gottes, das dieser Tag anstimmt und in das ich einstimme. Durch diese Melodie wird dieser Tag etwas Einmaliges!

„Bleibe bei den Lobpsalmen! Das hat mir unser Novizenmeister eingetrichtert, als ich eine lange Zeit mit meinem Leben haderte und keinen Zugang zu Gottes Grundmelodie für mein Leben fand. Dann habe ich begonnen Lobpsalmen zu singen. Am Anfang tönten sie krächzend und spröde, dann fand ich aber immer mehr zu der Melodie Gottes – und heute singen wir im Duett!“

Nun gut, wenn mir heute auch nicht viel anderes gelingt, so will ich doch ganz bewußt loben. In allem, was mir begegnet, will ich Gott loben – auch wenn es mir nicht so leicht von den Lippen kommt. Wo sich eine Gelegenheit bietet, will ich auch die Menschen loben, denen ich begegne, und ihnen Wertschätzung zeigen – auch wenn es mir schwer fällt. Ich will das Gute sehen und das soll diesen trüben Tag wertvoll machen!

Das große ICH

„In was für einer Welt leben wir eigentlich“, frage ich entrüstet an diesem Morgen und weise auf die Zeitung. Es wird von einem Pfarrer berichtet, der die Notlage einer um Hilfe suchenden Frau ausgenützt hat, um mit ihr ein Verhältnis zu beginnen.

„Seelsorger, die sich als reißende Wölfe entpuppen; Orte der Geborgenheit, die in Wirklichkeit Räuberhöhlen sind, in denen Menschen ausgenommen werden. Man kann doch niemandem mehr trauen. Auch unter dem Mantel der Frömmigkeit und der Hilfsbereitschaft steckt der nackte Egoismus.“

Ich bin zornig und entsetzt über das Verhalten von Menschen, die schamlos ihre eigenen Interessen verfolgen. „Mit dieser Welt will ich nichts zu tun haben!“ erkläre ich kategorisch.

„Wir leben in dieser Welt, sind aber nicht von dieser Welt“, zitiert mein frommer Bruder die Bibel.

„Das ist aber ein schwieriger Zustand: Wir müssen zuschauen, wie diese Welt zerfällt und die Werte, die Gott geschaffen hat, mit Füßen getreten werden – können aber gleichzeitig nichts tun, weil wir gar nicht zu dieser Welt gehören.“

„Doch, wir können als Vertreter dieser anderen Welt anders leben.“

„Wie meinst du das?“

„Nicht egoistisch sein! Der Haupt-Trend dieser Welt heißt Ich-Sucht. Das ist die Wurzel aller anderen Süchte, von ihr geht es aus, wenn ein Mensch beziehungsüchtig, arbeitssüchtig, harmoniesüchtig, drogensüchtig, sexsüchtig ist – immer geht es darum, das eigene Ego zu befriedigen. Der Mensch sucht sich selbst.“

Ich überlege mir, wie eigentlich der Gegensatz von egoistisch aussieht, es fällt mir schwer, Beispiele und Umschreibungen sind nötig.

„Gut, nehmen wir den Bereich des Sexualität“, sagt mein frommer Bruder. Ich finde es mutig, daß gerade er dieses Thema anspricht.

„In der Bibel steht für den Vorgang, wenn Mann und Frau miteinander schlafen, die Wendung: ‚er erkannte sein Weib‘. Ist das nicht eine sehr schöne Aussage? Durch sie wird sehr viel Bedeutungsvolles ausgesagt: Es geht nicht um die Befriedigung eines eigenen Bedürfnisses, sondern um das Erkennen des anderen. Und Erkennen bedeutet: ein tiefes Verstehen, eine bedeutungsvolle Begegnung zweier Menschen auf einer Ebene, wo sie ganz echt sind und einander wahrnehmen als *Du*. Wenn es heutzutage um Sex geht, dann bleibt doch meistens jeder nur bei sich, es findet kein Erkennen statt, höchstens man erkennt, wie leer und hohl man selber ist, und will sich den anderen einverleiben, um dieses Loch zu stopfen. Das ist Egoismus in seiner brutalsten Form: Man verbraucht den anderen, um ein eigenes Bedürfnis zu stillen. Sexualität ist dann nur noch ein Freizeitsport, aber dadurch verliert sie ihre eigentliche Bedeutung und wird wertlos.“

Mein Gegenüber, der fromme Bruder, der unverheiratet in einem Kloster lebt, redet von Sexualität! Wie kann es sein, daß er sich in diesem Bereich auskennt? Ich bin mißtrauisch – aber auch ein wenig belustigt. Er merkt es:

„Aus der Distanz sieht man manchmal schärfer, und der Verzicht auf etwas macht gerade an dieser Stelle sensibel. Denn was man nicht hat, bekommt ein stärkeres Gewicht und eine größere Bedeutung, es wird wertvoller, kostbarer. Es ist mir deshalb um so unverständlicher, wie viele Menschen mit dem Schatz ihrer Sexualität umgehen.“

Ich schweige und bin betroffen: Mache ich es besser? Ist es nicht der Körper, der hier sein Recht verlangt?

„Der Körper hat kein Recht zu irgendetwas“, sagt der Klosterbruder mit Bestimmtheit. „Der Körper hat keine Eigenständigkeit. Alles wird ihm freiwillig geschenkt. Er darf nicht das Kommando über dein Leben ausüben. Er ist der ‚Bruder Esel‘, der gehorchen muss, so jedenfalls lernen wir es in unserer Gemeinschaft. Deshalb schnallen wir den Gürtel um unsere Kutte enger, um den Bedürfnissen des Leibes zu entsagen.“

Das klingt aber heroisch! Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Mein Gegenüber merkt meine Verlegenheit.

„Für einen Augenblick des Lebens opfern Männer alles, was ihnen bisher wichtig war. Sie hatten bis dahin ein gutes Familienleben, eine liebevolle Frau und fröhliche Kinder. Dann begegnen sie auf einmal einer anderen Frau. Sie ist vielleicht jünger und attraktiver, sie verlieben sich in sie, weil sie sagen, man muß seinen Gefühlen folgen. Sie weisen die Verantwortung für ihr Handeln von sich fort und entschuldigen sich, die Pfeile der Liebe hätten sie unvermittelt getroffen. Und mit ihrem Fehltritt bringen sie sich um die Früchte ihres Lebens und stoßen ihre Frau und die Kinder in größte Not. Warum tun sie das, warum sind sie so dumm?“

Ich weiß es nicht.

„Sie tun es aus Lebenshunger. Sie spüren, wie ihr Leben verrinnt, und bekommen Torschlußpanik. Sie denken, daß sie nun am Leben vorbeigehen. Dann bietet sich die Gelegenheit – und sie bietet sich ständig und überall – nach dem prallen, jungen Leben zu greifen, um es aufzusaugen und sich wieder jung zu fühlen – obwohl man es gar nicht mehr ist.“

Wieder schweige ich betroffen. Ich kenne die Verlockungen des Lebens, vor allem in den Augenblicken, wo ich selbst müde bin und mir nutzlos vorkomme.

„Wir Klosterbrüder aber, wir stillen unseren Lebensdurst – den wir auch haben – an anderer Stelle. Wir gehen zur Quelle des Lebens und trinken bei Gott. Wir tauchen ein in sein reinigendes und sättigendes Lebenswasser. Wir tun es, wenn wir beten, wenn wir singen, wenn wir uns in sein Wort vertiefen. Hier finden wir das wahre Leben, das unseren Lebenshunger stillt.“

Nun wage ich auch einen Beitrag:

„Männer denken, daß ihre Frauen sie toll finden, weil sie bei ihnen bleiben. In Wirklichkeit aber bleibt die Frau bei ihrem Mann, weil sie seine Zuwendung und Wertschätzung braucht.“ Mein Gegenüber lacht.

„Männer und Frauen brauchen einander, das ist wahr. Sie brauchen das Gegenüber, den Gesprächspartner, das andere Du, damit ihr Ich heilen und wachsen kann – aber nicht auf egoistische Weise. Mann und Frau sind einander Spiegel auf ganz besondere Weise und durch den anderen können sie mehr begreifen, wer sie sind. Sie erkennen den anderen, sie erkennen sich selbst und sie erkennen Gott, der Mann und Frau geschaffen hat. Das ist das Geheimnis des Menschseins!“

Vielfalt

„Ich habe gestern den ganzen Tag versucht, von mir wegzusehen, um den anderen stärker wahrzunehmen. Ich habe gemerkt, wie schwer das ist, wenn sich jeder nur um sich selbst dreht und seine eigenen Interessen verfolgt.“

Ich stürme in die Küche und überfalle meinen weisen Bruder mit meinen Erfahrungen.

„Es ist unmöglich, wenn ich der einzige bin, der sich um die andern kümmert. Ich selbst komme dann wirklich zu kurz, werde ausgenützt und auf den letzten Platz geschoben“, sage ich entrüstet, dieses Verhalten scheint mir nicht praktikabel zu sein.

„Der Platz des Christen ist eben der letzte Platz. Den macht dir niemand streitig.“

„Aber dort werde ich doch nur milde belächelt und nicht ernst genommen. Das betätigt das Bild, das die Welt von den Christen hat: Die sind ja nur zu blöd, um sich zu behaupten!“

„Nein, sie sind zu gut für diese Welt“, widerspricht mein frommes Gegenüber.

„Wenn jeder dem anderen an der Tür den Vortritt läßt, entsteht zuletzt ein sinnloses Gedränge. Das funktioniert doch nicht!“

„Daß es nicht funktioniert, heißt noch lange nicht, daß es nicht richtig ist. Es läuft vieles falsch in unserer Gesellschaft, aber nur deswegen, weil jeder der Erste sein will. Man sieht im anderen vor allem den Gegner und Konkurrenten und kämpft gegen ihn oder wehrt ihn ab.“

„Was wäre dann richtig?“

„Wir gemeinsam! Der andere ist mein Mitmensch, mit seinen Bedürfnissen und Interessen. Es ist spannend, herauszufinden, was er möchte, um dann zu überlegen, wie ich ihm helfen, wo ich ihn unterstützen kann. Oder noch mehr: Können wir vielleicht das Ziel gemeinsam erreichen?“

„Du denkst, es sei gut ist, daß wir unterschiedlich sind?“

„Natürlich! Wenn alle zur gleichen Zeit das Gleiche machen würden, wäre das katastrophal. Deshalb hat jeder seinen Teil der gemeinsamen Aufgabe. Aber alle Kräfte spielen zusammen, damit wir miteinander etwas erreichen.“

„Das mag in deinem Kloster so funktionieren, in diesem ganz anderen Entwurf von Leben, aber nicht hier in unserer Welt. Wenn wir alles in einen Topf rühren, gibt es ein ungenießbares Gemisch.“ Der Bruder hat gut reden!

„Darum geht es nicht. Du mußt dir natürlich die Frage stellen, wie deine Motive lauten – und hier gibt es selbstverständlich Abgrenzungen: Ein ethischer Konsens ist nötig! Wenn wir zusammen leben wollen, brauchen wir gemeinsame moralischen Werte und müssen auch in

unserer Glaubensüberzeugung übereinstimmen. Sonst ist alles beliebig, und wir erreichen dann gar nichts mehr.“

„Was ist das Ziel, das wir erreichen sollen?“ Läßt sich das denn allgemein sagen? Sieht das nicht für jeden ganz anders aus? Mein Gegenüber nimmt meine Frage zum Anlaß, mir dozierend eine Rede zu halten:

„Grob gesagt ist das Ziel unserer Gesellschaft, daß alle Menschen leben können. Wir sollen also das Leben fördern. Und die Vielfalt des Lebens ist der Ausdruck der Vielfalt Gottes. Gott hat so viele Gesichter, wie es Menschen gibt. In jedem Antlitz spiegelt sich etwas von Gottes Herrlichkeit wider. Diese Fülle soll sich entfalten zu einer Vielfalt des Lebens.

Deshalb geht es in Wirklichkeit darum, dass in allem, was wir tun, Gott verherrlicht wird, der dieses Leben geschaffen hat und möchte, dass es erhalten wird, weil er dieses Leben ist.

Jemand hat kritisch gesagt: ‚Statt dass die Verfolgung des Eigeninteresses zum gesellschaftlichen Gut beiträgt, trägt die Verfolgung des gesellschaftlichen Gutes zur Befriedigung des Eigeninteresses bei‘.“

„Das bedeutet“, frage ich nach, um den Redefluß zu stoppen, der mich fast überfluten möchte „daß alles, was wir tun, dem Ganzen nützen soll.“

„Ja und alles was wir nur für uns tun, schädigt das Ganze. Für mich heißt das, wir nehmen damit Gott etwas weg, weil er das Ganze ist. Wir schädigen also Gott mit unserem egoistischen Verhalten.“

„Und wir verhindern, daß sich andere entfalten und ihr Leben gestalten können.“

Mir fällt dabei eine ergreifende Geschichte ein, die ich gehört habe:

„In einem urigen Kellerlokal war viel Betrieb, da eine Jazzband spielte. Die Gewölbe waren gestopft voll mit Menschen in ausgelassener Stimmung. Plötzlich fällt eine Kerze um und setzt die Tischdecke in Flammen. Sofort erfüllen beißender Brandgeruch und Rauchschwaden den kleinen Raum. Die Menschen eilen zur schmalen Kellertreppe, um zu fliehen. Nur mühsam drängen sich die Menschen nach draußen. Da greift eine Frau an der Garderobe nach ihrer wertvollen Lederjacke, sie will sie nicht zurücklassen. Sie verheddert sich und braucht einige Zeit, bis sie weiterlaufen kann. So lange ist die Treppe blockiert. Dieser Augenblick genügt, daß es fünf Leute nicht mehr schaffen, den rettenden Ausgang zu erreichen. Weil sie nur auf sich bedacht war und ihr Eigentum retten wollte, kamen diese Menschen um.“

„Genau dies ist ein Bild für das, was heute oft stattfindet: Ein paar können sich mit allem retten, aber die anderen gehen kaputt“, sagt mein Freund leise und betroffen.

„Aber wir schaffen den Ausgang nur gemeinsam! Wenn jeder nur für sich schaut, schaffen wir es nicht.“

Nun bin ich am Drücker, das ist ein Thema, das mir liegt. Dazu fällt mir sogar ein passendes Zitat ein: ‚Isaac Newton sagte: ‚Die Menschen bauen zu viele Mauern und zu wenige Brücken.‘ Wir dürfen uns nicht voreinander abschotten, sondern müssen zueinander finden, weil wir ja miteinander im gleichen Boot sitzen.“

„Wir brauchen deshalb heute mehr denn je Menschen, die integrieren können. Sie sehen die Vielfalt und die Unterschiede und bringen es fertig, daß alle zusammenarbeiten. Sie betonen das Verbindende, sie erkennen, wie Gott alles zusammenfügt. Solche Menschen sind heute nötig!“ Und dabei schaut er mich herausfordernd an. Ich weiß, er meint mich damit.

Kann ich ein Mensch sein, der Menschen zusammenführt? Kann ich zur Integration der Unterschiede beitragen? Ich überlege mir im Blick auf meinen Tag: Wo kann ich heute Gegensätze zusammenbinden, wo kann ich verknüpfen statt zerteilen? Wo kann ich Menschen zueinanderbringen, die sich getrennt haben?

Gleichzeitig wird mir bewußt: Ich schaffe es nicht allein! Nur dort finden unterschiedlichste Menschen zusammen, wo Gott die Klammer, das Bindeglied, der Verbindende ist. Wo deutlich wird: Gott ist alles in allen.

Handeln

„Am liebsten wäre es mir, wenn dieser Tag ein ganz neuer Anfang sein könnte“, sage ich an diesem Morgen. Draußen scheint mal wieder die Sonne, ein herrlicher neuer Tag. Ein Tag um alles Schwere hinter sich zu lassen und neu zu säen.

Mein zweites Ich schaut mich erwartungsvoll fragend an.

„Ich würde gern einen Strich ziehen und feststellen, ab heute ist alles anders.“

„Es gibt nur dort Veränderung, wo Gott das Neue schafft – und auch hier bleibt genug Altes zurück, das wir nicht verändern lassen wollen.“

Ich seufze, denn das weiß ich. Ich komme mir vor wie jener Wanderer, der mit seinem Rucksack unterwegs war. Plötzlich hörte er hinter sich schreckenerregende Geräusche. Vorsichtig schaute er sich um, sah aber nichts. Die Geräusche hörten nicht auf. Er lief immer schneller, um dem, was ihn verfolgte, zu entkommen. Dennoch blieben die Geräusche gleichmäßig hinter ihm. Als er nicht mehr konnte und schweratmend sein Bündel absetzte, stellte er fest, daß die Geräusche aus seinem Rucksack kamen!

Ich möchte gern das Gepäck absetzen, das ich trage und in dem sich so viel Altes befindet, das mich verängstigt, verfolgt und zu einer sinnlosen Flucht antreibt.

„Trotzdem“, so hoffe ich, „wäre es Gott ja ein Leichtes, durch seinen Heiligen Geist die Menschen zu verwandeln. Ich meine nicht nur zu verändern, sondern sie ganz tief innen in ihrem Charakter umzukehren: der Lahme soll fröhlich springen und der Fröhliche sich ruhig in die Gegenwart Gottes versenken.“

„Aber so handelt Gott nicht. Er würde ja dann das Leben, das er uns gegeben hat, uns wieder aus der Hand nehmen. Er würde uns unsere Individualität nehmen.“

„Dann wäre aber vieles einfacher!“ Das wünsche ich mir von Herzen, denn dann kämen auch die unterschiedlichsten Menschen miteinander zurecht.

„Gott will niemand seine Individualität nehmen, sondern er will die Menschen prägen. Er will mit jedem an der Rettung seiner Welt und der Erhaltung des Lebens zusammenarbeiten. Auf diese Weise drückt er uns gegenüber seine Wertschätzung aus: Er achtet uns als seine Partner!“

„Das bedeutet unseren Einsatz...“ Ich will herausfinden was diese Partnerschaft bedeutet, aber mein Gegenüber unterbricht mich:

„Gott möchte unseren Einsatz, ja – und er erwartet, dass wir alles geben und bis an die Grenzen unserer Möglichkeiten gehen. Seine hundert Prozent kommen zu meinen hundert. Erst dann handelt er und greift ein. Gib nicht zu schnell auf und sage nicht bei der ersten Schwierigkeit: Gott mache du es!“

„Weil er mich ernst nimmt?“ Das habe ich langsam kapiert.

„Weil er auch deine Fehler und dein Versagen mit einkalkuliert und weil für ihn Fehler kein Problem sind. Er sieht deine Schwachheit und plant sie mit ein.“

„Wir haben ja alle unsere Schwachstellen.“ Klang dies wie eine Entschuldigung von mir? Es macht mich unruhig, so direkt auf meine Schwachstellen angesprochen zu werden.

„Wir sollen unsere Schwächen kennen, denn sonst geht es uns wie Jerry, dem starken Cowboy. Kennst du seine Geschichte?“

Ich schüttle den Kopf, was kommt nun jetzt wieder?

„Jerry, der starke Cowboy, der für viele Halunken ein erschreckender Rächer war und für Gerechtigkeit und Recht gekämpft hatte, indem er die Schurken reihenweise umlegte, wurde so besiegt: Er wurde auf dem Abtritt erschossen! Davon redet die Western-Glorie nicht. Denn es gibt einen Ort, wo auch der stärkste Cowboy seine Pistolen ablegen muß. Bei dieser Gelegenheit wurde der Unbesiegbare hinterrücks ermordet.“

Ich weiß nicht, ob ich über diese Geschichte lachen soll, war sie ernst gemeint? Vorsichtig schaue ich meinen Gesprächspartner an. Er schmunzelt.

„Wie legen wir unsere Pistolen ab?“ Jetzt will ich ihn aufs Glatteis führen.

„Ganz einfach“, er geht auf meine Frage ein und tut so, als würden wir alle tatsächlich Pistolen im Halfter mit uns führen.

„Das sind die Vorwürfe gegenüber dem anderen, die berechtigten und unberechtigten Vorhaltungen. Das sind die Punkte, wo du den anderen Fehler nachweisen könntest, weil du sie ertappt hast. Du kannst ihnen nun ihr Fehlverhalten wie Pistolenkugeln ins Herz ballern, du kannst sie mit deiner Entlarvung fertig machen. Du triffst sie bestimmt zielgenau an ihren Schwachstellen und findest ihre wunden Bereiche. Aber dabei stellst du dich über die andern, richtest sie und machst sie fertig – dabei bist du nicht besser als sie und hast ganz genauso Dreck am Stecken.“ Ich schlucke meinen Widerspruch hinunter und sage kleinlaut:

„Ja, Rechthaberei führt nur zu Verbitterung und Groll. Der andere ändert sich nicht, wenn ich ihm sein Versagen vorhalte, er wehrt sich höchstens, verteidigt sich und rechtfertigt sein Verhalten!“

„Wenn du andere richtest, mußt du ständig gewahr sein, daß auch andere über dich den Stab brechen. So lebst du immer in der Angst, die anderen könnten dich angreifen und bloßstellen.“

Ich nicke, denn viele meiner Bemühungen dienen dazu, Kritik schon im Vorfeld abzufangen und unschädlich zu machen. Damit habe ich viel zu tun! Ich laufe deshalb tatsächlich wie ein schwerbewaffneter Cowboy durch meinen Wilden Westen, permanent mit dem Finger am Abzug: Komm mir ja nicht zu nahe!

„Pistolen ablegen heißt: darauf verzichten, Recht zu haben, alle berechtigten Forderungen an den anderen aufzugeben, selbst verletzlich und bedürftig zu werden. Ein Schützer und Helfer der Schwachheit des anderen sein – und dabei die eigenen Fehler zuzugeben.“

„Mh“, ich frage mich, wo ich meine Schwachstellen habe: Wo bin ich empfindlich, wo ziehe ich mich zurück und tue nicht das, was ich tun könnte?

„Wenn du heute einen Tag des Neuanfangs möchtest, dann laß diesen Tag einen Versöhnungstag sein. Verzichte ganz bewußt auf alle Vorwürfe, lege Groll und Verbitterung ab. Gib deine berechtigten oder falschen Anschuldigungen in die Hand Gottes und nimm den Menschen, der dir Böses getan hat, neu an. Laß deine Wünsche und Forderungen ihm gegenüber los und nimm ihn an, so wie Jesus Christus euch beide angenommen hat – nämlich so, wie ihr seid!“

Das ist ein kluger Rat meines Freundes, den will ich gern beherzigen.

Veränderung

„Es hat sich immer noch nichts verändert“, stelle ich fest. Es klingt sogar ein wenig schadenfroh, so als würde ich meinem frommen Bruder die Schuld dafür in die Schuhe schieben.

„Wir tun, was wir können“, rechtfertigt sich mein Gesprächspartner, „wir beten, was das Zeug hält.“

Ich wehre ab, es war ja nicht angreifend gemeint.

„Es ist unsere wichtigste Aufgabe im Kloster, die gelähmte Kirche zu Jesus zu bringen, immer und immer wieder. Wenn die Christen aufstehen und mutig werden, dann kann sich etwas verändern.“

„Gelähmte Kirche – wie meinst du das?“ frage ich mißtrauisch.

„Die Christen sind gefesselt durch ihre Traditionen und Konventionen und gelähmt durch Erwartungslosigkeit. Sie sind stumm, sprachlos und bewegungsunfähig geworden.“

Das ist aber ein vernichtendes Urteil! Mein frommes Gegenüber nimmt kein Blatt vor den Mund. Aber diese Aussage ist mir zu allgemein: „Was sollen sie tun?“

„Sie sollen Mund sein, auf Ungerechtigkeit hinweisen, nicht alles hinnehmen, sich zu Wort melden und dort intelligent Widerstand leisten, wo Leben in irgendeiner Art zerstört oder gehindert wird. Sie sollen selbstbewußt anders sein, ein mahnendes Zeichen des Widerspruchs in einer Welt feiger Schweigsamkeit!“

Das sagt mein frommer Bruder so leidenschaftlich bei mir am Küchentisch, daß es fast bedrohlich klingt. Ich spüre das Feuer, das in ihm lodert, es will mich anstecken und in Brand setzen. Klar, wenn alle Christen so engagiert und hingeeben leben würden – dann würde sich viel verändern. Ich bin ein wenig neidisch, denn ich wünsche mir diese Leidenschaftlichkeit.

Mein Bruder schaut mich an und seufzt.

„Wenn wir Christen uns wenigstens ein bißchen verändern würden! Es geht hier nicht um äußere Veränderungen nach dem Motto: Wir haben alles geändert, aber es hat sich nichts verändert! Es geht nicht darum, ein bisschen anders zu sein, aber sonst brav und angepasst. Wir müssen in unserem innersten Bewußtsein zu anderen werden, wir müssen neu denken, fühlen und verstehen.“

Ich nicke und gebe meinem Bruder recht:

„Wenn ich dagegen sehe, wie sich in vielen Gemeinden die Christen das Leben schwer machen, in den Leitungsgremien gegeneinander kämpfen, anstatt miteinander um den Weg Gottes zu ringen. Wenn ich sehe, wie Gerüchte die Gemeinschaft unterminieren, wie Verleumdungen Beziehungen zerstören. Wenn ich mitbekomme, wie fromme Menschen in Wut das wieder kaputt machen, was sie aufgebaut haben oder in ihrem Übereifer weit über das Ziel hinausschießen. Wenn ich höre, wie sich Leiter beleidigt zurückziehen, wenn sie kritisiert werden, oder die Herde nur zu ihrer eigenen Bestätigung weiden – dann frage ich mich, in welcher Zeit wir leben, dann denke ich, wir sind von einer Erweckung noch weit entfernt.“

„Wir leben in der Zeit, in der die Alten Träume haben und die Jungen Gesichte sehen, wie es beim Propheten Joel heißt (Joel 3,1) und wie es Petrus in seiner Pfingstpredigt wiederholt (Apostelgeschichte 2, 17).“

„Dann gehöre ich zu den Alten! Aber bedeutet das nicht doch, es *ist* Erweckungszeit?“

„Was ist denn Erweckung? Denken wir, dass dann ganz plötzlich etwas Neues aufbricht? So geht es nicht. Jeder Aufbruch beginnt ganz unscheinbar. Es fängt an mit einem Regen, der den harten Boden feuchtet, das ist das Gebet. Das Regenwasser dringt durch das Erdreich bis es auf Schichten gerät, die kein Wasser mehr durchlassen, dort sammelt es sich. Ein Bild für Gemeinschaft. Durch diese feste Schicht wird das Wasser zusammengeführt, es konzentriert sich. Das ist die Gemeinschaft, die sich auf Gott ausrichtet. Dann kommt der unterirdische Wasserlauf zum Ausbruch in der Quelle, er strömt hinaus in die Welt. Das ist der sichtbare Aufbruch. Die Gemeinschaft gibt her, was sie gesammelt hat, sie teilt aus, sie wird fruchtbar für die Welt. Und wenn es viele Gemeinschaften sind, die so austeilen, wird aus dem kleinen Bach ein großer Fluß, dann steigt der geistliche Grundwasserpegel unserer Landschaft.“

„Aber wenn das Grundwasser steigt, das habe ich beim letzten Wolkenbruch erlebt, dann wird auch viel Dreck aus der Kanalisation nach oben gedrückt. Frisches Wasser und Abwasser vermischen sich.“

„So kommt es, daß wir beides gleichzeitig feststellen: neues Lebenswasser und altes, verbrauchtes.“

Und wir müssen uns klarmachen: Ein Neuanfang begeistert mehr als die Erhaltung des Bestehenden. Aber die Begeisterung verfliegt schnell und das Neue von heute ist bereits morgen das Bestehende. Wir sind dann bemüht, das Neue zu machen, Erweckung zu erzeugen. Wir machen es selbst, geraten in den Kreislauf von Aktivität und Erschöpfung, Anfeuerung und Resignation. Wir wollen, daß es vorangeht in unseren Gemeinden und tun

immer mehr und werden dabei müde und ausgelaugt. Stattdessen brauchen wir nur aufzufangen, was Gott schenkt, festzuhalten, zu sammeln und auszuteilen. Wenn wir den Aufbruch wollen, prüfen wir uns ständig selbst den geistlichen Puls und bleiben bei uns stehen. Wir schauen auf uns statt auf Gott. Wir wollen für uns Erneuerung bekommen, anstatt Gottes Kraft auszuteilen. Wir müssen wachsam bleiben.“

Es ist gut für mich, einen Bruder zu haben, der mich bei der Stange hält und mich immer wieder zwingt, über Dinge nachzudenken. Wie froh bin ich über die Gespräche mit ihm! Und immer wieder erscheint er mir als der rätselhafte Andere, als ein Bote, den mir Gott geschickt hat, um wach zu bleiben. Immer wieder ist er mir ein Wegweiser auf meinem Weg, damit ich nicht in die Irre gehe. Er hinterfragt mich, wenn ich bequem werde, er korrigiert mich, wenn ich auf falschem Weg bin. Er ist mir von Gott geschenkt, damit ich mein Ziel erreiche.

Nur, frage ich mich immer wieder, wer ist dieser fromme Bruder, das zweite Ich, das große Du meines Lebens? Ist er in Wirklichkeit ein menschlicher Freund oder ist er ein Teil von mir selbst? Ist dieses Gegenüber von mir meine Frau, mein Vater oder meine Mutter, ein heimlicher Engel – oder gar Jesus selbst?

Ich weiß es nicht – vielleicht trifft auch alles zu.

Ich bin dankbar, daß Gott durch ihn zu mir redet, er ist sein Sprachrohr für mich.

Nähe erfahren

Wieder einmal ein Morgen in einer Reihe endlos scheinender Tage, an dem es der Hoffnung kaum gelingt, die schweren Gedanken beiseite zu wischen.

Der Morgen sieht aus wie der Abend, und mein Platz am Küchentisch kommt mir wie ein Gefängnis vor, ich klebe bewegungslos auf meinem Stuhl.

„Sinnlos“, denke ich, „ein Tag wie der andere. Sie gehen dahin, ohne Inhalt und ohne Ziel.“

„Hast du nichts verstanden? Nimm nur diesen einen Tag als Geschenk Gottes, er ist kostbar! Es ist ein besonderer Tag, wenn du etwas Besonderes aus ihm machst“, ermahnt mich mein Gegenüber.

„Etwas Besonderes?“ denke ich zweifelnd. Ich sehe nur die langweilige Reihe grauer, gleichförmiger Tage, den normalen Gang der All-Tage. „Für viele Menschen beginnen ihre Tage so“, erkläre ich ihm müde. Aber das kann er nicht verstehen – er lebt ja in seinem Kloster in einer anderen Welt. In einer Welt jenseits von gut und böse. Ich will ihm erklären, wie das normale Leben aussieht:

„Weil jeder Tag wie der andere ist, suchen die Menschen nach dem Kick, der das Leben wenigstens erträglicher macht. Sie jagen den besonderen Events hinterher in der Hoffnung, dieser Tag wäre doch etwas Außerordentliches, an das man sich noch lange erinnern wird. Endlich würde etwas geschehen, was den Alltag durchbricht, und sie wünschen sich ein Erlebnis, das sie wie ein Hauch aus der Unendlichkeit erreicht. Sie wollen vom Außergewöhnlichen berührt werden, um das Gefühl zu haben, erwählt zu sein, herausgehoben aus dem Normalen. Deshalb jagen sie von einem Termin zum anderen, es könnte ja sein, hier geschieht genau das, wonach sie sich sehnen. Aber weil das ganz Besondere nicht eintritt, haben sie das Gefühl, am Eigentlichen vorbeizugehen. Sie plagt das schlechte Gewissen, weil sie denken, sie hätten das Entscheidende verpaßt. Wenn sie wo anders gewesen wären, wenn sie ihre Termine anders organisiert hätten, wenn sie sich beeilt hätten, würden sie nicht vom Leben bestraft werden, und wenn sie nur der richtigen Information gefolgt wären, dann wären sie mit ihrem Leben endlich an dem Punkt angelangt, der sie aus dem Gewöhnlichen heraushebt.“

Mein Gegenüber schweigt und schüttelt den Kopf.

„Dabei liegt die Wahrheit so nahe und sie ist so einfach! In den normalen Handlungen des Alltags kannst du Gott erfahren. Er ist nicht weit entfernt! Ich muß mich nicht auf eine lange Suche nach ihm machen! Wenn ich mir morgens das Gesicht mit kaltem Wasser wasche, dann weiß ich: Es ist Gott, der mich erfrischt und das Wasser seiner Liebe über mich gießt. Wenn ich mir nach dem Rasieren das Gesicht eincreme, dann mache ich mir klar, es ist der Herr, der mein Haupt mit Öl salbt und mir seine Würde verleiht. Wenn ich in den Spiegel schaue, sehe ich in Gottes Angesicht. Wenn ich hier in der Küche sitze und esse, dann genieße ich das, was von Gott kommt, und spüre: der Schöpfer aller Dinge ist mein Versorger. Und wenn ich mich abends ins Bett lege, dann bin ich sicher in seinen Armen und ruhe in seinem Frieden! Ich muß mir dessen nur bewußt sein.“

Unruhig rutsche ich auf meinen Stuhl und schaue mich in meiner Küche um. Ist es mir bewußt, daß Gott hier ist und daß er es ist, der mir den Tisch deckt?

„Ja, die Dinge sind nicht so kompliziert, wie wir sie oft machen! Gott ist die Wirklichkeit, er ist unmittelbar, er umgibt mich! Stattdessen sind viele Menschen auf der Suche nach einem fernen und unnahbaren Gott und machen sich müde mit der Fülle unnötiger Wege. So erreichen sie nichts, so sind sie nur in Bewegung. Aber weil sie nur um sich selbst kreisen, kommen sie nicht vom Fleck. Würden sie ihre Bedürftigkeit aushalten, würden sie ihre tiefe Sehnsucht in sich zulassen, dann würden sie finden, was sie suchen. Würden sie mit sich, mit ihrem Nächsten und mit Gott ins Gespräch kommen, würden sie es fertigbringen, sich selbst zu ertragen und wünschten sie von ganzem Herzen Gott zu begegnen in allem, was ihnen geschieht, dann hätten sie das Erlebnis, das sie suchen, dann würde die Ewigkeit ihr endliches Leben endlich berühren.“

Ich seufze. „Darüber müßte man ein Buch schreiben“, sage ich endlich wie aus einem Traum erwachend, „um die Menschen aufzuwecken, sie zu lehren und ihnen Mut zu machen, bei sich selbst zu bleiben und dort die erregendsten Entdeckungen zu machen.“

Ich denke nach, dann sage ich resignierend:

„Aber das wollen die Menschen doch nicht lesen! Sie wollen Ratgeber, in denen sie Tipps bekommen, wie sie glücklich werden können, Rezepte, wie ihr Leben gelingt – auch wenn die Anweisungen noch so kompliziert sind und viel von ihnen verlangen. Sie wollen praktische Hinweise, was sie tun müssen, damit ja nichts schiefgeht. Denn sie wollen nichts riskieren. Aber wo gibt es eine tiefe Erfahrung ohne das Risiko des Scheiterns?

Sie wollen alles gleich, sofort und appetitlich zubereitet, sie suchen nicht die Auseinandersetzung, das Gespräch, die Mühe des Unfertigen, das sie zuerst verarbeiten müssen, um es zu ihrem Eigenen zu machen.“

Der Klosterbruder schaut mich strahlend an:

„Aber gerade diese Mühe würde ihr Leben reich machen und ihnen das geben, wonach sie so unentwegt und sehnsuchtsvoll suchen. Wenn die Zeit schon böse ist, dann darf sie dich nicht böse machen. Wenn der Alltag für dich negativ und deprimierend ist, dann dürfen sich die zerstörerischen Kräfte nicht in deinem Leben auswirken.“

Ich schaue mein Gegenüber bekümmert an. „Und – wie soll das gehen? Bin ich nicht der bösen Zeit, dem normalen Gang meiner Tage ausgeliefert, verfügt nicht die Zeit über mich und nimmt sie mir nicht meine Möglichkeiten aus der Hand?“

„Nein, das darf sie nicht!“ sagt mein Bruder mit Bestimmtheit. „Auch wenn die Zeit böse ist, mußt du sie zu deiner Zeit machen, du mußt sie verändern, gestalten. Die Zeit muß für dich gut werden, du mußt sie dir erziehen!“

Ich lache mühsam und ziehe die Schultern hoch: Was für ein toller Ratschlag.

„Du gestaltest deine Zeit, wenn du über sie schreibst. Dabei bringst du sie ja in einen Zustand, der zu dir paßt. Und du nimmst sie in die Hand und veränderst sie, wenn du darüber redest. Gehst du nicht anders in den Tag, wenn wir morgens miteinander geredet haben, wenn wir uns über die heutige Sicht der Dinge ausgetauscht haben? Wie du über ihn redest – so wird dein Tag! Wie du ihn ansiehst und wiedergibst, so wird er auch! Deshalb ist es wichtig, daß

wir miteinander reden, daß du schreibst, denn damit gestaltest du dir deine Zeit – sie wird dadurch eine gute, aufbauende, sinnvolle Zeit.“

Also gut. Mein frommer Bruder hat auch hier – wie immer – recht! Wohl dem, der schon morgens ein solches Gegenüber als Gesprächspartner hat! Er hilft mir zu einer anderen Sicht und macht es mir möglich, aus böser Zeit gute Tage zu formen.

Traum 8

Ich stehe auf einem hohen Berg und habe eine weite Sicht auf das Land. Der Himmel verfinstert sich, ein Unwetter zieht heran, dunkle Wolken türmen sich auf.

Dann fängt es an zu regnen. Aber es sind nicht Regentropfen, die vom Himmel fallen, sondern dicke Platten aus Eis. Sie zerbrechen in der Luft zu kleineren Schollen.

Auf der Erde richten diese Eisstücke großen Schaden an: Hausdächer werden durchschlagen, Bäume gefällt und das Land in einen wüsten Morast verwandelt. Wo die Eisplatten einschlagen, bleiben sie wie gläserne Mauern stehen, wie große, unüberwindliche Wälle. Wo sie auf Gewässer treffen, wird auch dieses sofort zu Eis. In einigen Gegenden bedeckt eine dicke Eisschicht das Land und erstickt das Leben.

Dann aber sehe ich, wie die Sonne aufgeht. Zunächst ist sie ein kleiner heller Streifen am Horizont, dann färbt sich der Himmel im Osten blutrot. Endlich schiebt sich die runde Scheibe der Sonne über den Horizont. Sofort schmilzt das Eis, die gläsernen Mauern lösen sich auf, und die dicke Eisschicht wird zu Wasser, das den Boden tränkt und fruchtbar macht. Ein neuer Tag bricht an, es wird warm, und der Schrecken der Dunkelheit verschwindet. Die Menschen haben noch einmal eine Chance zueinander zu finden, um gemeinsam ihr Leben zu meistern.

Im Gespräch mit Jesus auf Gottes Stimme hören

Auf Gottes Stimme hören – wie geht das? Ist Gott nicht unendlich fern, unnahbar und unpersönlich?

Nein, Gott ist gegenwärtig, nahbar und persönlich.

Er redet mit uns und wir können seine Stimme hören wie die Stimme eines Freundes oder einer Freundin.

Wie redet Gott mit uns?

Gott redet mit uns in Träumen, Bildern und Eindrücken – in der Nacht oder am Tag, im Schlaf oder in einer Phase konzentrierter Aufmerksamkeit.

Gott redet zu uns durch Menschen, die uns begegnen – in unseren Nächsten, Freunden, Familienangehörigen oder auch durch unsere Feinde.

Was wir von Gott hören, müssen wir prüfen. Die Bibel ist das Wort Gottes, darin ist das Reden Gottes über die Jahrhunderte hinweg dokumentiert. Sie ist die Richtschnur für sein Reden heute. Denn Gott kann sich nicht widersprechen. Wie er damals geredet hat, so redet er auch heute.

10 Impulse für das Gespräch mit Gott

1. Impuls

Im Gegensatz zu anderen Religionen haben wir einen Gott, der redet, der sich mitteilt und möchte, daß wir Menschen seine Stimme hören. Gott möchte in einen Dialog mit den Menschen kommen!

Schon ganz am Anfang der Bibel wird dies deutlich. Als die Erde noch wüst und leer war, sprach Gott: „Es werde Licht!“ (1. Mose 1, 3). Gottes Reden setzt alles in Bewegung, durch seine Worte wird die Welt erschaffen. „Wenn er spricht, so geschieht`s“ (Psalm 33, 9).

Wir können aber Gott nicht ohne weiteres verstehen. Seine Worte sind so großartig und gewaltig, daß wir sie nicht fassen und begreifen können. Aber durch Jesus wird uns die Sprache Gottes verständlich, es ist die Sprache der Liebe und der Annahme!

Vergleich:

Um Gottes Reden verstehen zu können, brauchen wir wie beim Satellitenfernsehen eine „Schüssel“. Das ist der Heilige Geist. Er holt das Ferne in unsere Nähe und sorgt dafür, daß wir die Impulse Gottes überhaupt aufnehmen können. Wir müssen unser Leben ausrichten und auf Empfang stellen. Wir benötigen die Konzentration in die Richtung Gottes, dann können wir durch den Heiligen Geist Gottes Stimme empfangen. Um sie zu verstehen, brauchen wir einen „Tuner“. Das ist Jesus Christus. Ohne ihn hören wir nur Geräusche, alles verzerrt und undeutlich. Jesus macht für uns die Stimme Gottes lebendig und verständlich. Je mehr wir uns ihm anvertrauen, desto genauer ist die Feineinstellung und desto klarer hören wir, was Gott uns sagen will.

Fragen: Glaubst du, daß Gott redet? Glaubst du, daß er zu dir redet und daß er sich dir mitteilen möchte?

2. Impuls

Bibelvers:

„Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir...“ (Johannes 10, 27)

Jesus gebraucht ein Bild: Er ist der gute Hirte. Er kümmert sich um seine Schafe. Die Schafe, die zu ihm gehören, hören seine Stimme. Die Stimme des Hirten ist ihnen vertraut, sie wissen,

es ist eine fürsorgende und gute Stimme. Es ist wichtig, daß du weißt: Ich bin ein Schaf, das zu Jesus gehört, er ist **mein** guter Hirte, und ich bin **sein** Schaf!

Um Gott zu hören, mußt du Jesus gehören!

Fragen: Gehörst du Jesus mit Haut und Haaren? Bist du ein Schaf in seiner Herde? Oder gibt es Bereiche in deinem Leben, über die du allein bestimmen möchtest? Wie sieht es aus mit deiner Schuld, deinen Vorbehalten, deinem Eigenwillen, deinen Vorstellungen, deinen Ansprüchen?

Gebet:

Jesus, du Sohn Gottes, hilf mir, Gott, den Vater, zu verstehen. Gott ist dein Vater und auch mein Vater. Ich gehöre dir, ich bin ein Schaf, das zu deiner Herde gehört. Du hast gesagt, daß deine Schafe deine Stimme hören. Weil ich dir gehöre mit meinem ganzen Leben, mit allem, was ich bin und habe, höre ich deine gute Stimme.

Sage immer wieder: „Rede, denn dein Knecht hört.“ (1. Samuel 3, 10)

3. Impuls

Zum *Hören* gehört gehorchen. Wenn du Gottes Stimme hören möchtest, aber nicht bereit bist, das zu tun, was er möchte, passen Sender und Empfänger nicht zusammen.

Gott muß manchmal warten, bis du soweit bist. Du hast dann den Eindruck, Gott ist stumm geworden, aber Gott wartet, bis du bereit bist, ihn ganz offen und absichtslos zu hören. Denn sonst läufst du Gefahr, nur das zu hören, was du hören möchtest. Wir beobachten das bei unseren Kindern in der Erziehung: sie hören nur das, was ihnen paßt.

Gottes gute Absicht kommt nicht an oder wird mißverstanden, wenn wir nicht offen und bereit sind, das zu tun, was er sagt.

Bibelvers:

„Alle Morgen weckt er mir das Ohr, daß ich höre, wie Jünger hören. Gott hat mir das Ohr geöffnet. Und ich bin nicht ungehorsam und weiche nicht zurück.“ (Jesaja 50, 4 + 5)

Fragen: Was hältst du fest? Was willst du unbedingt? Wo bist du festgelegt und wo legst du Gott fest?

Ermutigung: Erkläre Gott deinen Gehorsam!

Gebet:

Herr, wecke mir das Ohr. Ich will dich hören und verstehen, was du sagst. Ich lege folgende eigenen Erwartungen und Wünsche vor dir ab:.....

Und ich sage dir: Ich will dir gehorsam sein, ich will wie ein Jünger tun, was du sagst. Hilf mir dabei, daß ich nicht zurückweiche und die Ohren zumache, wenn du etwas anderes sagst, als ich hören möchte.

4. Impuls

Man hört nur mit dem Herzen gut. Die Ohren empfangen die Schallwellen, aber das Herz prüft, nimmt auf und versteht. Viele Worte bleiben an unseren Ohren hängen oder gehen auf dem Weg vom Ohr zum Herz verloren.

Ein Blick in die Kommunikationslehre:

Der Psychologe Friedemann Schulz von Thun sagt, daß wir jeden Satz gleichzeitig mit vier Ohren hören:

- Mit dem Sach-Ohr: Um was geht es?
- Mit dem Beziehungs-Ohr: Wer redet? Auf welcher Ebene werde ich angesprochen: freundschaftlich, geschäftlich,....?
- Mit dem Selbstoffenbarungs-Ohr: Was steckt hinter den Worten? Warum sagt er mir das?
- Mit dem Appell-Ohr: Was soll ich tun? Was wird verlangt?

In unseren Gesprächen hören wir oft vor allem mit dem Appell-Ohr und sind ständig bemüht, Angriffe und Aufforderungen abzuwehren. Auch wenn Gott zu uns redet, vermuten wir schnell, Gott würde uns durch scharfe Appelle zurechtweisen, ermahnen oder Befehle erteilen. Deshalb sind wir mißtrauisch und vorsichtig.

Aber Gott will unser Herz erreichen, wenn er zu uns redet. Er will seine liebevolle Beziehung zu uns deutlich machen. Er will sich offenbaren als ein persönlicher, fürsorgender Gott, der sich für uns interessiert. Dann will er natürlich uns auch gerne sagen, was Sache ist – aber das auf behutsame und verständliche Weise!

Ein Beispiel für die Selbstoffenbarungs- und Beziehungsebene Gottes und seine Appelle: „Höre, Israel, der Herr ist dein Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ (5. Mose 6, 4+5)

5. Impuls:

Du kannst Gott nicht zwingen zu reden! Gott ist souverän und in seinem Handel ganz autonom. Gott tut, was ihm gefällt. Er ist anders, als du ihn dir vorstellst.

Gott ist der Handelnde! Und trotzdem behandelt er dich nicht so, daß du entmündigt wirst.

Gott ist das Subjekt – aber er macht dich nicht zum Objekt. Gott ist aktiv, aber er verdammt dich nicht zur Passivität.

Gott verlangt von dir Geduld und fordert dich dazu heraus, warten zu können, aber gleichzeitig möchte er, daß du ihn suchst und zu ihm kommst und ihn bestürmst:

„Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.“ (Jeremia 29, 13+14)

Um Gottes Stimme zu hören, braucht es gespannte Aufmerksamkeit und geduldige Behutsamkeit.

Beispiel:

Wenn du versuchst, einen schönen Schmetterling zu fangen, dann wird dir es nicht gelingen, wenn du ihn mit wilden Bewegungen verfolgst; du verjagst ihn nur.

Wenn du dich ihm aber ganz leise näherst, dich behutsam anschleichst und geduldig beobachtest, wo er sich niederläßt, dann kannst du vorsichtig deine Hand ausstrecken, und er wird sich – wenn du Glück hast und der Schmetterling dir gewogen ist – auf deiner Hand niederlassen, und du kannst ihn aus der Nähe beobachten.

Laß ihn aber wieder frei, wenn er weiterziehen möchte, denn du zerstörst ihn, wenn du ihn festhältst!

Frage: Warum bist du so ungeduldig?

Ermutigung: Sei geduldig, lasse dir Zeit, erzwinge nichts, sondern lasse los!

6. Impuls:

Während du dich auf die Suche nach Gott gemacht hast und ihm hinterherjagst, um seine Stimme zu hören, hat sich Gott bereits aufgemacht, um zu dir zu kommen. Bleibe stehen, damit er dich einholen kann, sonst läufst du ihm womöglich ständig davon! Es ist ja Gottes großes Interesse, dich zu treffen, und er setzt alles daran, daß du ihm begegnest und er mit dir reden kann. Denke an die Geschichte, die Jesus erzählt: Als der „verlorene Sohn“ heimkehrt, rennt ihm der Vater entgegen und nimmt ihn in die Arme. Stell dir vor: Gott rennt dir entgegen!

Und gleichzeitig hat Gott ungeheuer viel Geduld, er wartet auf dich. Er klopft an und gibt nicht auf, bis du sein Klopfen gehört hast, die Türe öffnest und ihn hereinläßt. Dann kommt er zu dir, läßt sich bei dir nieder und redet mit dir wie mit einem Freund.

Bibelvers: *„Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“* (Offenbarung 3, 20)

Geschichte:

Während der junge Mann in verzweifelter Suche durch das ganze Haus rennt, nimmt er gar nicht wahr, daß das, was er sucht, sehr nahe ist, ja sogar vor seiner Tür steht. Er weiß gar nicht genau, was er sucht. Er spürt nur, es fehlt ihm etwas. Überall schaut er nach und ist dabei ganz verzweifelt. In seiner Hektik hört er nicht, daß es an seiner Tür klopft. Er poltert, schimpft und weint. Alles dreht er um, jeden Winkel durchsucht er, jede Schublade zieht er heraus und verursacht ein riesiges Chaos. Erst als er sich ganz erschöpft und verwirrt in den Sessel setzt, das Gesicht voller Tränen in den Händen verborgen, hört er das beharrliche Klopfen. Er geht zur Tür, öffnet – und da ist der, den er sucht: Jesus.

7. Impuls

Der Weg Gottes zu dir ist weit. Du hast dich auch weit von ihm entfernt. Er ruft dich – aber je weiter du von ihm weg bist, desto leiser und undeutlicher hörst du seine Stimme.

Wenn du sagst: „Ich höre Gott nicht“, dann kann es daran liegen, daß der Abstand zwischen dir und Gott zu groß ist.

Fragen: Hast du dich von Gott entfernt? Welches Hindernis liegt zwischen dir und Gott? Hat sich durch eine Schuld ein Abgrund zwischen dir und Gott aufgetan?

Manchmal redet Gott aber auch sehr leise, damit du dich anstrengst, ihn zu verstehen, damit du deine Ohren, dein Herz und deine Sinne weit öffnest.

Gott möchte, daß du ganz nahe zu ihm kommst. Er will nicht durch lautes Rufen eine große Entfernung überbrücken müssen. Er will, daß du dein Ohr ganz nahe an seinen Mund bringst. Du bist ganz nahe an Gottes Mund, wenn du in der Bibel liest. Die Bibel ist das Wort Gottes. Hier spricht Gott zu dir, hier ist sein Mund: Lege deine Ohren ganz nahe an dieses Buch!

Beispiel:

Der Indianer wartet in der Prärie auf den Zug. Er schaut den Gleisen nach, die sich weit in der Ferne verlieren. Er entdeckt kein Anzeichen des Zuges, den er anhalten und besteigen möchte. Dann legt er sein Ohr an die Schienen. Er hört ein leises Vibrieren, jetzt weiß er, der Zug naht.

Bibelvers: *„Wie wird ein junger Mann seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält an deine Worte.“* (Psalm 119, 9)

Ermutigung: Lies den ganzen Psalm 119 und mache diese Verse zu deinen eigenen Worten!

8. Impuls

Auf Gottes Stimme hören ist wie...

...wenn der Nebel sich lichtet und die Sonne durchbricht.

...ein liebliches, erregendes Geräusch, das näher kommt und unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert.

...ein grandioses Musikstück: viele Töne ergeben ein Ganzes. Wir können die einzelnen Töne wahrnehmen oder den Gesamteindruck genießen.

...das Atemanhalten bei einem ungewohnten Geräusch in der Dunkelheit, alle Sinne sind darauf konzentriert.

...Ein überraschender Gedanke in einer entspannten Situation.

Ermutigung: Finde weitere Vergleiche!

- Gottes Stimme hören ist normal und alltäglich.
- Gottes Stimme hören ist etwas Besonderes und Außerordentliches.
- Gott redet ganz leise, kaum hörbar.
- Gott redet laut, gewaltig, unüberhörbar.
- Gott redet wie mit Donnerrollen und Feuerbrausen.
- Gott redet wie ein sanftes Sausen (lies 1. Könige 19, 11-13).
- Gottes Stimme ist mahnend, herausfordernd, wie die eines strengen Vaters.
- Gottes Stimme ist sanft und so, wie eine Mutter tröstet.
- Wenn Gott redet, klingt es, wie das Brüllen eines Löwen.
- Wenn Gott redet, ist es, wie wenn die Brandung leise plätschert.
- Gottes Wort hat die Kraft eines Hammers, der Felsen zerschlägt.
- Gottes Wort baut auf und heilt.

Bibelvers: „Fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.“ (Apostelgeschichte 17, 27+28)

9. Impuls: Praxis des Hörens

Wenn du in der Stille auf Gott hörst...

...bitte Gott um seinen Schutz und um sein väterliches Reden.

...schreibe auf, was dir durch den Kopf geht.

...male ein Bild von dem, was du wahrnimmst.

...rede laut, rede mit dir, rede mit Gott – scheue dich nicht vor Selbstgesprächen.

...Wenn es dir schwerfällt, ruhig zu sitzen, gehe, wandere herum – auch im Gehen kannst du dich auf Gott konzentrieren.

...schaue nicht auf dich selbst, schaue von dir weg: Was siehst du in deiner Umgebung? Gibt dir etwas einen Hinweis?

...laß deine Gedanken durch deinen Kopf ziehen wie die Wolken im Sommer.

...sei einfach da, beobachte deinen Atem, spüre deinen Herzschlag, höre die Geräusche um dich herum.

...sage einfach immer wieder: „Jesus!“

...nimm einen Bibelvers mit in die Stille, „kaue“ auf ihm herum wiederhole ihn ständig, lerne ihn auswendig.

...bete einen Psalm, bis er dein eigenes Gebet ist.

...gehe in deiner Vorstellung in einen stillen heiligen Raum – du weißt, hier findest du Gott.
...ruhe dich einfach aus in der Gegenwart Gottes.
...entspanne dich: Du mußt nichts machen!
...achte auf die Regungen und Eindrücke deines Herzens: Wie ist dir zumute?
...wenn es dir hilft, dich zu konzentrieren, dann zünde eine Kerze an oder betrachte ein Bild.
...stelle Gott ganz konkrete Fragen und bleibe dran, bis du Antwort bekommst.
...bete laut, und wenn es dir geschenkt wird, auch in anderen Sprachen.

In der Gegenwart Gottes geht es dir gut, in den Armen des Vaters fühlst du dich wohl. Brich die Stille ab, wenn du Angst bekommst, unruhig wirst oder dich bedroht fühlst. Das ist nicht Gott!

Wenn dich negative Gedanken bedrängen, dann lege sie immer wieder vor Gott ab. Wenn dir zuviel durch den Kopf geht, stelle dich nicht dagegen, sondern schau wie der sinkende Petrus auf Jesus (lies: Matthäus 14, 22-33).

Wenn dich Zweifel und Einsamkeit packen, suche die Gemeinschaft mit anderen Christen.

Wenn dir Gott fern und unnahbar vorkommt, rede mit einem erfahrenen Christen darüber.

Auch bei dunklen Gedanken oder bedrohlichen Zuständen suche einen Seelsorger auf.

Wenn dir unwohl wird: Gebiete den Versuchungen, die dich bedrängen, und schicke sie im Namen Jesu weg (so hat es auch Jesus getan: lies Matthäus 4, 1-11).

Weicht das Negative nicht, dann stehe auf und gehe fort, kehre den Gedanken, die dich bedrängen, bewußt den Rücken zu. Bei Problemen suche Rat.

Notiere das, was du von Gott gehört hast. Paßt es zu den anderen Worten, die Gott schon zu dir gesprochen hat?

Rede mit anderen darüber: Sehen sie auch darin die Stimme Gottes? Prüfe es anhand der Bibel: Widerspricht das Gehörte dem Wort Gottes? Wenn ja, dann ist es nicht von Gott!

Sei kritisch auch dir selbst gegenüber: Entspricht das, was du hörst, zu deutlich deinen eigenen Erwartungen? Wolltest du genau das hören? Paßt es exakt in deine Pläne? Dann sei mißtrauisch!

Aber auch dann, wenn du etwas ganz Neues hörst, einen neuen und ungewöhnlichen Auftrag von Gott bekommst, sei vorsichtig!

Gott erwartet, daß du alles verantwortlich prüfst und das Gute behältst (1.Thess. 5, 21).

10. Impuls: Prüfen

Prüfe das, was du von Gott gehört hast, verantwortlich. Vor allem, wenn es um weitreichende Folgen oder Entscheidungen geht:

- Wird Gott damit geehrt?
- Wird es anderen helfen?
- Paßt es zum bisherigen Reden Gottes?
- Hast du den Rat erfahrener Christen eingeholt?
- Hast du enge Freunde mit einbezogen?
- Was sind deine Motive?
- Kannst du das tun und gleichzeitig deine Integrität bewahren?
- Ist es die ganze Sache wert, getan zu werden?
- Kannst du es in Einheit mit deinen Mitchristen tun?
- Hast du die notwendigen Gaben und Fähigkeiten?
- Ist es der richtige Zeitpunkt?
- Paßt es mit den Zielen zusammen, die du im Gebet für dein Leben gesetzt hast?
- Steht es im Widerspruch zu anderen Verbindlichkeiten, die du eingegangen bist?

- Widerspricht es den Verpflichtungen den Menschen gegenüber, die dir anvertraut sind?
- Hast du Frieden darüber – oder in der Unruhe zumindestens eine innere Sicherheit?

Achtung:

Überstürze nichts – vor allem wenn du gerade durcheinander und unsicher bist. Sei nicht stolz! Auch du kannst dich verheeren. Wenn du dich getäuscht hast und es nicht Gottes Stimme war, dann gib es auch zu. Verkünde nicht zu schnell vor vielen Menschen, was du von Gott gehört hast, bevor du dir nicht ganz sicher bist. Hüte dich vor Hochmut: Gott hat dich beschenkt Und sei nicht übergeistlich, denn Gott hat dir auch einen Verstand gegeben, durch den du bewerten kannst. Denke ganz praktisch und „vernünftig“. Gefühle können trügen! Gehe keine einsamen Wege, Gott will Gemeinschaft, ihr bist du zur Rechenschaft verpflichtet. Stelle nicht dein ganzes Leben in Frage; Gott hat dich schon im Mutterleib bereitet und ist alle deine Wege von Anfang an mitgegangen (lies Psalm 139).

Nachwort

Das sprechende Buch

Verstört und mißmutig sitze ich in der Küche und rühre in meinem Kaffee. Ich fühle mich verlassen und allein, mir selbst und meinen Launen ausgeliefert – und die sind heute morgen nicht sehr angenehm.

Mein Bruder hat mich im Stich gelassen, wer weiß, was für ihn heute wichtiger ist als das Gespräch mit mir. Ich merke, daß er mir fehlt, und ich ärgere mich über diese Abhängigkeit von ihm.

„Soll er doch bleiben, wo er ist, ich komme auch allein zurecht“, sage ich mir, ohne es selbst recht zu glauben.

Da entdecke ich den Zettel, den mein Freund mir auf den Küchentisch gelegt hat:

„Schau neben die Kaffeemaschine. Wenn ich nicht da bin, dann redet dieses Buch zu dir.“
Tatsächlich dort liegt ein kleines in braunes Packpapier eingeschlagenes Buch. Es ist eine Bibel. Warum habe ich sie nur vorhin übersehen?

Neugierig öffne ich es, als hätte ich dieses Buch noch nie in der Hand gehabt.

Ich gerate an die Stelle Epheser 5, 15-17: „So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise, und kauft die Zeit aus, denn es ist böse Zeit.

Darum werdet nicht unverständlich, sondern versteht, was der Wille des Herrn ist.“

Ich nicke mit dem Kopf: „Ja, es ist böse Zeit!“ Ich erlebe Zusammenbrüche, Verzweiflung und Not – in meinem Leben und in dem von vielen anderen Menschen. Es gibt wenig Hoffnung und viel Mutlosigkeit. Aber wie kann ich die Zeit auskaufen, wenn mir diese schwierige Zeit gar keine Spielräume läßt? Ich bin nur mit eigenem Krisenmanagement und Hilfeleistung für andere beschäftigt. Ich blättere weiter in diesem Buch, wahllos schlage ich die Seiten auf, dann lese ich:

„Und weil die Ungerechtigkeit überhandnehmen wird, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig“ (Matthäus 24, 12 –13).

„Ja, ich spüre viel Lieblosigkeit, Härte, Ungerechtigkeit und Egoismus. Es ist kalt geworden“, stimme ich innerlich dem Gelesenen bei. Unwillkürlich schauert es mich, die Kälte dringt mir tatsächlich durch die Kleidung, obwohl es in meiner Küche behaglich warm ist.

Ich wehre mich gegen diesen Zustand, will ihn nicht hinnehmen.

„Herr, ich will die Zeit auskaufen, indem ich gegen den Trend dieser Zeit Wärme verbreite!“ sage ich nun laut und erschrecke fast selbst über den aggressiven Klang meiner Worte.

Ja, ich will weise sein und nicht Böses mit Bösem vergelten.

„Was heißt denn ‚weise sein‘?“ setze ich mein Selbstgespräch fort. Ich blättere weiter in der Bibel. Viele Worte sprechen mich an. Dann springt mir das Wort „weise“ ins Auge. Ich lese: „Wer unter euch meint, weise zu sein in dieser Welt, der werde ein Narr, daß er weise werde. Denn die Weisheit der Welt ist Torheit bei Gott.“ (1. Korinther 3, 18-19).

„Es geht also nicht um eine normale Klugheit“, denke ich nach, „sondern um Gottes Weisheit. Wenn ich sie gewinnen will, muß ich mich zu Gott halten.“ Und ich spinne den Faden weiter:

„Es geht also nicht um meine Liebe zu den Menschen, sondern um Gottes Liebe.“ Ich nicke, denn es ist mir klar bewußt, daß meine Liebe schnell zu Ende ist, und wenn ich mich gegen die Lieblosigkeit dieser Welt anders verhalten will, brauche ich eine Quelle der Liebe, die außerhalb von mir liegt.

„Ich brauche dich Herr, um lieben zu können“, sage ich leise. Und nun beginne ich zu verstehen: Ich brauche diese Zeiten am Morgen in meiner Küche, die brauche diese Gespräche, um die Ausrüstung zu empfangen, am heutigen Tag in unserer Welt zu überleben.

„Ich brauche deine Stimme, Herr, ich muß dich hören, denn dein Wort gibt mir, was ich benötige: Anweisung, Trost, Ermutigung, Hilfe und Kraft.“

Diese Zeiten morgens an meinem Küchentisch sind für mich tatsächlich Quellstunden für den Tag, ohne sie wäre ich leer, könnte ich nichts geben und nicht einmal selbst den Tag überstehen. Meine eigene Kraft, mein Verständnis, mein Vermögen reichen nicht so weit. „Ich brauche dich“, wiederhole ich, „sonst ist mein Leben leer. Aber mit dir wird mein Leben reich und schön.“

Nun fühle ich mich gar nicht mehr einsam und verlassen. Ich blättere weiter in der Bibel. Und da finde ich die Zusage Gottes: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25,40).

Ich bin erstaunt: „Also du schenkst mir die Liebe und das Vermögen, damit ich dich wieder lieben kann in den Menschen, die mir begegnen!“

So kaufe ich also die Zeit aus: Ich lasse mir morgens von Gott das schenken, was ich an diesem Tag großzügig an die Menschen weitergeben kann, die unter der Kälte und Hartherzigkeit dieser Zeit leiden. Das ist ja eigentlich sehr einfach! Ein fröhliches Lachen steigt in mir auf.

Aber sofort denke ich wieder an mich und an die Mühsal meiner Tage. Was habe ich davon? Was bleibt für mich übrig? Gehe ich leer dabei aus? Gibt es auch für mich ein Wort in der Bibel, das mir gilt und ich in meinen Tag mitnehmen kann?

Wie wild blättere ich in der Bibel. Dann habe ich es gefunden, das Wort, das mir gilt, heute, ganz persönlich für mich:

„Wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, daß Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Römer 5, 3-5)

„Es ist noch nicht alles zu spät“ sage ich zu mir, und das tut mir gut.

„Bedrängnis bringt Geduld – ja, Geduld habe ich bitter nötig. Geduld mit mir und mit anderen“, stelle ich selbstkritisch fest.

„Geduld bringt Bewährung, Bewährung führt zur Hoffnung und die läßt mich nicht zuschanden werden.“ Ich versuche diese Reihenfolge zu verstehen. Am Anfang steht die Bedrängnis und am Ende die Hoffnung und die Erfahrung der Liebe Gottes.

„Dann hat Bedrängnis ihren Wert und ihre tiefere Bedeutung, dann ist diese böse Zeit doch erträglich!“ Ich bin erleichtert.

Und ich beschließe, alle Bedrängnis und Schwierigkeiten als Gottes Chance anzunehmen, mir Hoffnung zu machen und mich mit seiner Liebe zu beschenken.

Ich nehme mir heute vor, der Bedrängnis nicht auszuweichen, sondern sie auszuhalten. Ich will die böse Zeit in gute verwandeln, durch die Liebe Gottes. Ich strecke mich aus nach der Hoffnung, die aus der Geduld erwächst. Und ich will diese Hoffnung anderen weitergeben, damit sie selbst Mut fassen.

Und ich mache folgende Erfahrung: Überall wo ich die Bedrängnis, die ich erlebe, im Lichte Gottes sehe, verwandelt sie sich. Aus Mühsal wird Zufriedenheit und aus Last Freude.